




Der deutsche Gruß

Tilman Allert

*Geschichte
einer unheilvollen Geste*

Eichborn  BERLIN



Keine Geste hat mehr Dummheit angerichtet, kein anderes politisches Regime der Welt hat je eine Grußformel so radikal zum Umbau einer Gesellschaft eingesetzt wie der Nationalsozialismus. Denn anhand des »deutschen« Grußes wurde sichtbar, wer wie zum Faschismus stand – auf der Straße, im Büro, im Freundeskreis und auch zu Hause. Tilman Allert hat dieser unheilvollen Geste nachgespürt und untersucht, wie sie erfunden und verbreitet wurde, was sie eigentlich meint und wie kreativ der Geist des Widerstands mit ihr verfuhr. Er zeigt, auf welcher gesellschaftlichen Grundlage sie wachsen konnte und welch langen Schatten sie auf die spätere Bundesrepublik geworfen hat.



9 783821 857619
ISBN 3-8218-5761-7

Für den
lieben Diego
von
Papa Fred,

Der deutsche Gruss

*Tilman Allert
Geschichte
einer unheilvollen Geste*

Eichborn BERLIN

1 2 3 4 06 05

© Eichborn AG, Frankfurt am Main, 2005
Umschlaggestaltung: Diana Lukas-Nülle
Lektorat: Wolfgang Hörner
Layout und Satz: Cosima Schneider
Druck und Bindung: Druckerei Pustet, Regensburg
(Eichborn Berlin)

ISBN 3-8218-5761-7

«Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.»

Verlagsverzeichnis schickt gern:
Eichborn Verlag, Kaiserstrasse 66, 60329 Frankfurt am Main
www.eichborn.de

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

Inhalt

Vorbemerkung: Eine Tagebuchnotiz 7

1. Dem Beginnen eine Form geben 9
2. Der Gruss als erste Gabe 23
3. Wie grüssen Deutsche? 37
4. Der Hitlergruss: ein verkleideter Schwur 45
5. Die Herkunft des Hitlergrusses und die Entstehung der Sphäre des Misstrauens 80
6. Die Entwertung des Gegenwärtigen und die innere Annahme des Grusses 100
7. Der lange Schatten einer unheilvollen Geste 129

Anhang

Danksagung 147

Literaturliste 149

Namensregister 154

Nachweis der Abbildungen 156

Vorbemerkung: Eine Tagebuchnotiz

Samuel Beckett nimmt auf seiner Reise durch Deutschland am 3. März 1937 an der Dominikanerkirche von Regensburg ein über dem Eingang angebrachtes Schild wahr und notiert in sein Tagebuch: «Gehe weg, an der Dominikanerkirche vorbei, die ich mir nicht anschau, bemerke jedoch, dass auf dem Schild über der Nordtüre ‚Grüss Gott‘ durchgestrichen & mit ‚Heil Hitler ersetzt wurde!!!»

Die Beobachtung ergänzt die Sammlung von Notizen, dem «Treibgut», den «Namen und Daten», sie wird einer der vielen «Strohhalme», die Beckett ermöglichen, das Inkohärente und Chaotische der Erfahrungen in der Hoffnung auf ein Verstehen festzuhalten. Gegen jede Form zusammenfügender Deutung argwöhnisch eingestellt – bei Nachweisen irgendeiner historischen Notwendigkeit «kommt einem die Kotze hoch» –, ver-

sieht Beckett das montageartige Protokoll seiner Beobachtungen mit einer Gewichtung, die beinahe unmerklich im Gebrauch der Zeichensetzung zum Ausdruck kommt. Dass die Grussformel ausgetauscht wird, fällt seinem Blick auf, das Entdeckte fügt sich dem Eindruck aus seinen Begegnungen mit Deutschen in Hamburg, Berlin und anderswo und dem schon vielfach registrierten ubipräsenten Gebrauch des Hitlergrusses «HH ohne Unterlass» bzw. «Selbst die Klowärter grüssen mit Heil Hitler». Aber diese Notiz endet mit drei Ausrufungszeichen, Chiffren, die das Beobachtete, wie gelegentlich bei anderen Eintragungen auch, der lapidaren Reportage entziehen. Mehrfache Ausrufungszeichen indizieren in dem Fremden, das dem Reisenden ins Auge springt, eine irritierende Besonderheit. Es wird mit einem Aufruf zur Reflexion versehen.

Im April 1937, einen Monat später, verlässt Beckett Deutschland, um in Frankreich eine ständige Bleibe zu finden. Das Staunen über die wahrgenommene, aber unbegriffene sprachliche Subversion versickert in den schemenhaften Erinnerungsspuren eines jungen Mannes auf der ästhetisch-literarischen Selbstsuche, der nur wenige Jahre später seinen Welt Ruhm darauf gründen wird, dass er das Aufheben eines sittlichen menschlichen Umgangs in der Auflösung dialogischer Möglichkeiten des Sprechens zu seinem zentralen literarischen Thema macht. Den Ausrufungszeichen Becketts, die das intuitiv empfundene Ungeheuerliche eines Bedeutungsbruchs in das Tagebuch schreiben, wollen wir nachspüren. Vom deutschen Grüßen und dessen folgenreicher Perversion soll die Rede sein.

1. Dem Beginnen eine Form geben

Wie eine Gesellschaft die Kultur der Verständigung handhabt, erfahren wir nicht durch hochtrabende Inszenierungen des Wohlmeinens. Es sind nicht die Lichterketten der guten Absicht, sondern die kleinen Gesten, etwa der Gruss und die Anrede, das «Wie geht's – wie steht's?», die darüber Auskunft geben, wie die Menschen sich einander mitteilen, wie sie sich voneinander abgrenzen, was sie von sich preisgeben und wie sie das Geheimnis ihrer Person wahren. Wer grüsst, richtet seine Aufmerksamkeit auf einen Anderen und macht sich für diesen in besonderer Weise zugänglich. Insofern ist der Gruss das erste symbolische Geschenk an den Anderen. Er ist die abstrakteste Form der Gabe, zieht aber auch eine feste Abfolge von Verpflichtungen nach sich, und zwar für den Gegrüßten wie für den Grüssenden. Eine Trias von Geben, Annehmen und

Erwidern ist untrennbar mit dem Grüßen verbunden. Als das kürzeste Stück Gesellschaft, das Menschen in der unendlich reichhaltigen Choreographie ihrer Begegnungen miteinander aufführen können, schliesst der Gruss die Tür zum Anderen auf, verteilt die Rollen, stellt Gegenwärtigkeit her und öffnet den Raum für Geschichte und Innovation. In jedem Gruss – selbst im verweigerten – spiegeln sich die Selbstbilder der Beteiligten und die Art und Weise, wie sie ihre Beziehung untereinander wahrnehmen. Die Erzeugungsregeln und Erscheinungsformen des Grusses allerdings unterliegen dem historischen Wandel. Auch regional sind sie verschieden. Nicht nur Grussformeln aus dem Mittelalter würden im Deutschland des 21. Jahrhunderts Kopfschütteln auslösen – schon ein bayerisches «Grüss Gott» oder «Servus» fällt in Hamburg als kurios auf, während das «Moin-Moin», der Universalgruss der norddeutschen Küstenregion, oder das den Lauf der Dinge lakonisch abwartende «Ei» – «Ei gude wie» der Hessen ausserhalb der Gegenden Staunen auslösen wird. Das Grüßen ist stets konkret normiert und zeigt hierin den Grad der Zivilität, Stilisiertheit oder – in den Termini einer aktuellen philosophischen Debatte formuliert – Würde an, in dem eine Solidargemeinschaft den sozialen Austausch für geboten und erwartbar hält. Insofern er eine Verpflichtungsabfolge in Gang bringt, der sich niemand entziehen kann, verkörpert er eine universale soziale Tatsache – in den Worten Ortega y Gasset: «Er ist selbst keine wirkliche Handlung, kein Brauch mit eigenem zweckdienli-

chem Inhalt, sondern ist der Brauch, der alle übrigen Bräuche versinnbildlicht, der Brauch der Bräuche.»¹

Dem Gruss kommt das Privileg zu, dem Beginnen eine Form zu geben. Seine herausragende Stellung liegt darin, dass er – gemeinsam mit dem Abschied – die menschliche Begegnung moderiert, ihr einen Rahmen setzt, der die ersten Spielregeln definiert, innerhalb deren die Kommunikation stattfindet, und der den Platz im gesellschaftlichen Gefüge anzeigt, in dem sie steht. Jeder kennt den Unterschied zwischen einem zwanglosen Gruss im Freundeskreis und einem formalen Gruss bei einem öffentlichen Zeremoniell.

Während es üblich ist, den Gruss als ein belangloses Ritual zu verstehen, dessen sich Menschen unbewusst bedienen, um sich auf das «Danach», auf die gesetzten Ziele, den Verlauf des durch den Gruss eröffneten Austauschs zu konzentrieren, gilt unsere Aufmerksamkeit der Sinnstruktur des Grusses selbst, seinen Voraussetzungen und Folgen. Seine Natur als reine «Wechselwirkung» (Georg Simmel) und als Türöffner der Kommunikation, sein Janusgesicht als Eröffnungs- und Verhüllungsformel, seine gleichzeitige Rolle als Bindeglied und Trennwand zwischen zwei Menschen sowie die Vielgestalt seiner Erscheinungsformen machen ihn für evolutionstheoretische und zivilisationsethische Fragen besonders bedeutsam. Der Gruss gehört in die Naturgeschichte der Begegnungen und erlaubt einen aufregenden Blick auf die Art und Weise, wie sich

¹ y Gasset, O., 1957, S. 246.

Exemplare ein und derselben Gattung im Nahbereich begegnen. Schnell geht einem das Urteil von der Zunge, der Gruss sei zu leichtgewichtig, um die Tragfähigkeit gesellschaftlicher Institutionen beeinflussen zu können – aber lässt sich eine Gesellschaft denken, die auf das Grüssen verzichtet und ohne die Handhabung des Grüssens als einer Geste der Öffnung zum Anderen hin auskommt?

Jedes Nachdenken über das Benehmen, über die Manieren und über die Kultivierung des Austauschs beginnt mit der Frage nach der Handhabung des Grüssens – in den Schulen, am Arbeitsplatz, bei öffentlichen Auftritten von Funktionsträgern, aber auch im privaten Raum von Partnerschaft und Familie. Nicht zuletzt deshalb rückt er auch im Hinblick auf die Frage nach der normativen Integration komplexer Gesellschaften ins Blickfeld. «Was hält die Gesellschaft zusammen?» lautet die moderne Version der alten soziologischen Frage danach, wie soziale Ordnung möglich ist. Die Bandbreite empirischer Erscheinungsformen des Grüssens ist so vielfältig, wie die Formen menschlicher Vergemeinschaftungen selbst es sind. Jede pflegt ihre eigenen Eröffnungs- und Beschliessungsregeln, wobei häufig die Reihenfolge der Grussesequenz vorgeschrieben ist – der Statusniedrigere grüsst den Statushöheren, der Jüngere den Älteren, Männer die Frauen, Eintretende die Anwesenden.

Im Folgenden soll vom «deutschen Grüssen» die Rede sein, besonders vom historisch einmaligen Fall des «Hitlergrusses», der für die Dauer eines Zeitraums von zwölf Jahren als allge-

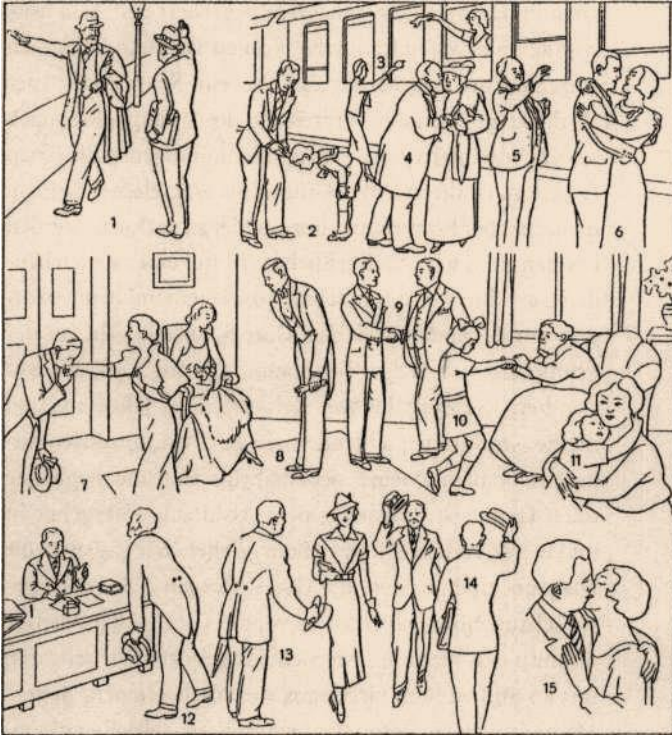
meine Rahmung der Kommunikation politisch verordnet war. Der Gruss mit der elliptischen Formel «Heil Hitler» und dem synchron dazu in Augenhöhe ausgestreckten rechten Arm bei geöffneter Handfläche überzieht nach der Machtergreifung der NSDAP die Kultur des Austauschs. «Nach Niederkämpfung des Parteienstaates ist der Hitlergruss zum Deutschen Gruss geworden», so heisst es 1933 in einem Rundschreiben des Reichsministers des Innern an die obersten Reichsbehörden. Damit ist das bisherige Grüssen als eine Technik der Herstellung von Selbstverständlichkeit getilgt, vertraute Kommunikationsräume erhalten eine verordnete Rahmung. Die Richtlinien für die Kameradschaftserziehung des Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes formulieren den Bruch mit der bisherigen Grusspraxis folgendermassen: «Der deutsche Gruss muss Dir selbstverständlich werden. Lege ab das ‚Grüss Gott‘, ‚Auf Wiedersehens ‚Guten Tags ‚Servus‘» Und weiter heisst es: «Wer nicht in den Verdacht kommen will, sich bewusst ablehnend zu verhalten, wird daher den Hitlergruss erweisen.»

Dieser Wandel erfasst nicht nur die Routinen, in denen man gewohnt war, sich – mündlich oder schriftlich – in behördlichen, geschäftlichen und bürgerchaftlichen Kontakten im öffentlichen Raum zu begrüssen oder zu verabschieden, sondern gleichermassen die Symbole und Gebäude der neuen Staatlichkeit: Während des Absingens der Nationalhymne, des Horst-Wessel-Liedes, vor den Fahnen der NSDAP und ihrer Unter-

gruppierungen, vor den staatlichen Organen der Wehrmacht, der Polizei sowie vor den Weihstätten der nationalsozialistischen Bewegung war – «ohne Zuruf» – der Gruss zu entbieten. Den Gruss zu befolgen, galt während der Regimezeit als Loyalitätsbeweis. Seine Durchsetzung und Verbreitung markieren eine deutliche Zäsur in der Interaktionsordnung und liefern eines der markantesten Beispiele für die kollektive Regression der Deutschen auf «das seltsame Glück vormoderner Riten» (Joachim Fest).

Wie Samuel Beckett stehen viele ausländische Beobachter fassungslos vor dem Phänomen einer rapiden Verbreitung des Grusses. Natürlich gab es die Gleichgültigen, die Widerwilligen, die Unaufmerksamen, aber die Akzeptanz des Grusses schien unaufhaltsam. Bei den Olympischen Spielen 1936 in Berlin, drei Jahre nach dem Herrschaftsantritt der Nationalsozialisten, marschieren die französische und die englische Mannschaft ins Stadion ein und erweisen mit ausgestrecktem Arm dem Gastgeberland ihre Reverenz, schon 1935 ist er im *Grossen Duden*, dem Bildwörterbuch der deutschen Sprache, unter «Grussformen» aufgenommen.

Aber das ist nur die eine Seite, denn in jedem Gruss offenbaren sich das Eigeninteresse des Grüssenden und zugleich die Art und Weise, wie er die Gemeinwohlbindung seines Handelns versteht – beim «deutschen Gruss» ist dies besonders signifikant. Das Geheimnis ihrer Privatheit, das Menschen mit einem Gruss zu lüften beginnen, ist nie vollständig aus den übergreifenden Ordnungszusammenhängen des Zusammenle-



Im Grossen Duden von 1933 erscheint der Hitlergruss als Nummer 1 unter den deutschen Grussformen

bens ausgegrenzt, vielmehr verweist es auf die Wahrnehmung des öffentlichen Handlungsraums, dem die individuelle Person stets auch zugehörig ist. Wer im öffentlichen Raum, etwa im Betrieb, auf der Strasse oder noch im Hauseingang, scheinbar

begeistert den Arm hob, konnte im privaten Raum der eigenen Wohnung dennoch entschiedener Gegner des Grusses sein. Spannender aber als die Frage nach der Verbreitung des Hitlergrusses, nach seinen Vorläufern oder seiner offenkundigen politischen Funktion, ist die, wie das Grüssen als eine Elementarform menschlicher Kommunikation hat derart verformt werden können. Dass wir es schliesslich nicht mit einer schleichenden Gewöhnung zu tun haben, so wie jemand beim «Morgen» aus Bequemlichkeit das «Guten» auslässt, geht aus der Erinnerung von Helga Hartmann, Jahrgang 1938, aus Bad Camberg (Taunus) hervor: «Ich war fünf Jahre alt, und meine Grossmutter schickte mich zur Post, um Briefmarken zu kaufen. Meine siebenjährige Cousine begleitete mich. Die Poststelle war in einem Privathaus untergebracht und wurde von einer jungen Frau geleitet. Wir gingen in die Poststube und grüssten mit ‚Guten Morgen‘. Die Posthalterin schaute böse, schickte uns vor die Tür mit den Worten: «Kommt erst mal rein, wie sich das gehörte Wir schauten uns an und wussten nicht, was wir falsch gemacht hatten. Meine Cousine meinte dann, wir müssten vielleicht anklopfen. Wir klopfen an und sagten erneut laut ‚Guten Morgen‘. Daraufhin nahm uns die Postfrau bei der Hand, brachte uns vor die Tür und zeigte uns, wie man beim Betreten einer Amtsstube den Führer grüsst. Das ist meine nachhaltige Erinnerung an den Hitlergruss, die ich bis heute nicht vergessen habe.» Ähnlich die Geschichte eines jungen Ruderers, der von einem Erlebnis im Ruderclub *Neptun* in Konstanz erzählt: «Als

ich im Frühjahr 1935 eines Abends ins Clubhaus zum Training kam und – wie üblich – mit ‚Salut‘ grüsste, kam ein frecher Bengel auf mich zu und sprach mich mit sehr vernehmlicher Stimme an: Weisst du nicht, dass der deutsche Gruss ‚Heil Hitler‘ ist?!‘ Ich dachte vorerst an einen faulen Witz und schaute in die Runde, doch es blieb bei einer beklemmenden Stille, und kein Gesicht verzog sich. Unmissverständlich: Es war ernst gemeint. Wortlos ging ich zu meinem Garderobenkasten, packte meine Siebensachen in den Sportsack und verliess die Stätte wortlos und für immer.»² Die Beispiele machen deutlich, dass die Grusspflicht einen deutlichen Bruch der Gewohnheiten zumutet – die Kinder auf der Poststelle haben doch die Höflichkeitsregeln befolgt, und auch die Sportsfreunde im Ruderclub könnten der Ankunft des vertrauten Kameraden eine grössere Bedeutung beimessen als dessen lässiger Wahrnehmung der neuen Grussregel.

Im Grüßen begegnen wir uns selbst, nicht nur dem Anderen, und der Gruss markiert einen erstaunlichen Vorgang der Vergewärtigung, rückt die Grüssenden in eine Ebene synchroner Zeitlichkeit, die Handlungsoptionen offeriert, zwischen denen die Grüssenden sich entscheiden – der zuerst Grüssende mit dem Handlungsvorteil der Initiative, aber dem initialen Entscheidungszwang: Gruss oder Nichtgruss; der Grusserwidernde mit durch den Gruss schon eingeschränkten Optionen, aber dem parallelen Entscheidungszwang, den Gruss anzunehmen oder

² Schoop, A., 1985, S. 34

nicht anzunehmen bzw. Erwidern oder Verzicht auf Erwidern zu üben. Geht man der Frage nach, wie jede Person ein Verhältnis zu sozial verpflichtenden Regeln entwickelt und wie sie die Fähigkeit zu Erinnerung und Antizipation als Grundlage der Vergegenwärtigung erwirbt, so rückt mit den privaten Beziehungen eine Lebensform in den Blick, die gegenüber dem öffentlichen Grusstaukel eine Rückzugsmöglichkeit bietet und doch zugleich als der Ort erscheint, in dem die innere Aneignung des Grussgebots vorbereitet wird. Etwa so, dass jemand des Morgens auf die Strasse tritt und ganz gegen die bisherigen Gewohnheiten dem Nachbarn ein «Heil Hitler» zuruft, das dieser annimmt und mit derselben Unbekümmertheit oder gar Entschlossenheit erwidert. Oder so, dass jemand den Gruss vermeidet, indem er ihn zu einem «Heitler» einschleift oder indem man beim unvermeidlichen Behördengang die Tür zum Amtszimmer aufstösst mit den Worten: «Ist hier jemand?» – und damit die offene Artikulation des «Heil Hitler» umgeht.

Wie kommt jemand dazu, jahrhundertalte Formen von Gruss und Anrede in eine körperlich aufwendige und semantisch ungewöhnliche Prozedur zu ändern? Eine Prozedur, die – wie Charlie Chaplin in seinem Film *Der Diktator* drastisch veranschaulicht hat – ausserhalb des ideologischen und sozialen Bezugsrahmens grotesk wirkt.

Es geht um die Kriterien biografischer Konsistenz, d.h. um die Frage nach der Treue zu sich selbst, um die Stimmigkeit in-

dividueller Konformitätsmaximen und um die Dehnbarkeit moralischer Massstäbe, um das Verhältnis von privater Lebensführung und öffentlich wahrnehmbarem Auftreten, mithin um psychosoziale Vorgänge, die in Werkstatt und Büro, beim Einkaufen, im Verein oder schlicht bei der Begegnung auf der Strasse in sekundenschneller Sequentialität den Austausch bestimmen – der Gruss wird die Praxis der inneren Annahme der verordneten Zugehörigkeit.

Im Unterschied zu der naheliegenden Deutung, der Hitlergruss sei nicht mehr als ein Bestandteil der allgemeinen Heilserwartung gewesen und seine Verbreitung ein Kompromiss, den die Bevölkerung zwischen moralischen Bedenken und Hoffnungen auf eine bessere Zukunft glaubte schliessen zu müssen, wollen wir die Grusshandlung als eine Moderation der Begegnung, als Praxis der Öffnung zum Anderen mitsamt ihren Voraussetzungen und Folgen thematisieren.

Kommt es zur kollektiven Preisgabe moralischer Urteilkriterien, wie sie in der Zustimmung zu einem Regime wie dem nationalsozialistischen ihren Ausdruck gefunden hat, so unterliegt diesem Vorgang die Erschütterung mikrosozialer Grundlagen der menschlichen Begegnung. Diese ist der grellen Pathetik des ideologischen Ausgrenzens von Fremden als Feinden vorgelagert. Am Anfang steht die Gleichgültigkeit, nicht der antisemitische Furor, nicht das organisierte Verbrechen und die Vernichtungslager. Der Zerfall der Sittlichkeit – so meine The-

se – kommt nicht plötzlich und von ungefähr, sondern ist Ergebnis eines Souveränitäts- und Gestaltungsverlusts in der privaten Daseinsführung. Ein gebrochenes Selbst-Verhältnis ist Voraussetzung dafür, die Wirksamkeit von Veränderungen im sozialen Umgang zu unterschätzen, so dass das Charisma – in diesem Fall das Charisma Hitlers – seine ungeheure Macht entfalten, in den Worten des Soziologen Max Webers «Regel, Tradition und überhaupt alle Heiligkeitsbegriffe» umstülpen kann. Auf seine Folgen für den Austausch mit Anderen befragt, wird das Handeln (sowohl eigenes als auch fremdes) perspektivisch beschränkt wahrgenommen, und zwar aus einer Neigung heraus, das gegenwärtig Erfahrene, selbst die Grusshandlung, anderen Kausalitäten als den unmittelbar präsenten Akteuren der Begegnung zuzurechnen. Es entsteht eine Wahrnehmungsschliessung, die die Massstäbe elementarer Beziehungsaufnahme trübt, schleichend und unbemerkt, noch bevor die moralische Indifferenz und moralische Perversion als deren objektive Folge nachrücken kann und noch ohne dass eine entsprechende Überzeugung ausgebildet und artikulierbar vorliegen muss.

Im Folgenden geht es nicht um historische Ursachenforschung. Aber auch nach den vorliegenden Erkenntnissen zur Heraufkunft des Nationalsozialismus bzw. zu den Gründen einer atemberaubenden kollektiven Ergriffenheit, Bekenntnisbereitschaft und moralischen Selbstpreisgabe bleibt die Verwunderung über den winzigen Schritt zum Grusswechsel, mit dem

Menschen auf die selbstverständliche «Reserve an Stolz, Gesinnung, Selbstgewissheit, Würde» (Sebastian Haffner) verzichten und sich schon im Gruss Hitler unterordnen. Die Hypertrophie einer Bindungssehnsucht hat zu Beginn des 20. Jahrhunderts auch andere europäische Nationalgesellschaften erfasst. Uns interessiert an diesen Vorgängen eine Weichenstellung, die sich in den elementaren Formen sozialen Lebens ankündigt, diesseits des populistischen Rausches. Der Hitlergruss, die unheilvolle Geste der nationalsozialistischen Zeit, hat die Trivialität der menschlichen Begegnung moderiert und mit einer bleischweren Sanktionsdrohung versehen. Wie ist er entstanden? Wie hat er sich verbreitet? Wie konform hat man sich gegenüber dem Grussgebot verhalten? Welches waren die Ausdrucksformen der Verweigerung oder des Kompromisses, und wo liegen die Voraussetzungen für seine innere Annahme? Diesen Fragen gilt unsere Aufmerksamkeit.

Der Spuk einer zwölf Jahre währenden symbolischen und gestischen Verkleidung von Beginn und Abschied erscheint angesichts seiner katastrophalen Folgen kaum nachvollziehbar kurz, aber er überzieht die Begegnung mit einem magischen Bann und bringt die moralische Korrektur an der Verfehlung der Sittlichkeit zum Verstummen. Dies macht ihn in zweifacher Hinsicht zu einem Zeugnis des Übergangs in die Taktlosigkeit. In der Situation seiner Anwendung versieht er die Begegnung mit dem Stempel einer Verfehlung der Ansprache, in histori-

scher Hinsicht markiert er den gestischen Triumph des sozialen Radikalismus über den fragilen Zwischenraum eines würdevollen Umgangs.

2. *Der Gruss als erste Gabe*

Das Nachdenken über den «deutschen Gruss» beginnt mit einem Gedanken zu seiner Bezeichnung. Es war und ist bis heute üblich, den Hitlergruss als «deutschen Gruss» zu bezeichnen. Das weist auf den Charakter der Verordnung hin und markiert einen Eingriff in die Sphäre der seit Hegel so genannten Sittlichkeit, aus der heraus sich erst eine Staatlichkeit entwickelt – und zwar folgendermassen: Es gibt unter den Angehörigen der Sprachgemeinschaft verschiedene Arten zu grüssen. Man kann den Deutschen anhand seines Grusses von einem Niederländer, Franzosen oder Polen unterscheiden. Ein Deutscher grüsst naturgemäss auf deutsch – aber *den* «deutschen Gruss» gab es vorher nicht. Nominalistische Setzungen, sprachpolitische Erneuerungen in einem derart tiefgreifenden Ausmass kennen wir in der Geschichte nur aus den Versuchen der Französischen

Revolution, der politischen Zäsur mit der Erfindung eines neuen Kalenders Ausdruck zu verleihen. Noch im Jahr des innenministeriellen Erlasses im Juli 1933 wird die Grusspflicht ausgeweitet auf menschliche Begegnungen im öffentlichen Raum, sie erstreckt sich überdies auf den Briefverkehr und Schriftwechsel sowie auf Amtsgebäude, Flaggen und Uniformen. Es dauert nur wenige Wochen, und es erscheint als selbstverständliche Routine, einen normalen Geschäftsvorgang, die Errechnung des Kontostands oder das Aufstellen einer Gehaltsliste mit der Formulierung: «Mit deutschem Gruss. Heil Hitler» oder nur mit: «Heil Hitler» zu beenden und darunter den eigenen Namenszug zu setzen.

Im öffentlichen Raum, d.h. unter Kommunikationsbedingung hoher wechselseitiger Sichtbarkeit verbreitet sich das neue Grüßen in hohem Tempo. Zwar ist unbekannt, wie viele Fälle von Grussverweigerung es gab, die schon im Jahre 1933 zur Verurteilung durch Sondergerichte, zu Geldstrafen oder zur Inhaftierung in Konzentrationslagern geführt haben, aber es stellt sich schnell heraus, dass der Gruss als ein Seismograph für die Regimezustimmung einsetzbar ist. Jede einzelne seiner Phasen rückt in den Status eines Instruments zur Überprüfung der Loyalität auf. Im Zuge der Verbreitung wird der ursprüngliche Kampfgruss der nationalsozialistischen Bewegung zugleich ein Ort des Verstecks, und zwar paradoxerweise in dem Moment, in dem er aufhört, die Mitgliedschaft zu einer Subkultur nach aussen zu demonstrieren. Er verliert das heroische Pa-

thos und gerät in den Sog der Gewöhnung, ist mehr belanglose Routine denn glühendes Bekenntnis, oft dem Vergessen preisgegeben oder sogar riskantem Klamauk überlassen. Das Salutieren der Urlauber vor Hitlers Konterfei am Strand der Insel



Der Gruss als Urlaubserinnerung – mit Hitlerporträt aus Sand

Sylt sowie die ironische Adaptation Frankfurter Jugendlicher um Emil Mangelsdorff zeigen, wie unterschiedlich mit dem Gruss umgegangen wurde.



Emil Mangelsdorff und Freunde aus der Frankfurter «Swing-Jugend» – unter seinesgleichen grüßte man sich mit «Swing-Heil»

Bislang folgen wir den Begriffen der Umgangssprache, wenn wir vom «Hitlergruss» sprechen. Aber handelt es sich überhaupt um einen Gruss? Von der Handlungslogik der Situation her, in der er typischerweise erfolgt, scheint die Frage unsinnig. Das Bild ändert sich, wenn wir ihn in seine verschiedenen Bestandteile zerlegen und dies unter dem einfachen, aber doch zentralen Gedanken tun, dass im Grüßen systematisch allgemeine Erzeugungsregeln herrschen und dass diese allgemeinen Regeln von denjenigen zu unterscheiden sind, die das Grüßen in einer je besonderen und historisch gebundenen Form einrichten. Nur über diese Differenz lässt sich der Hitlergruss überhaupt auf sein Potential der Eröffnung befragen. Widmen wir uns zunächst in einer kurzen begrifflichen Skizze der allgemeinen Funktionsbedeutung des Grüssens.³

Sie verdiente einen grösseren Raum, weil wir dabei auf Grundlagenprobleme der sozialwissenschaftlichen Erfassung menschlichen Handelns stossen, die hier aber nicht erörtert werden sollen. Zwei Zentralmetaphern des soziologischen Den-

³ Dazu gibt es eine Reihe von Arbeiten aus unterschiedlichen wissenschaftlichen Perspektiven, auf die ich für das folgende Bezug nehme. Die systematisch das «Grüssen» als eine kommunikative Praxis aufschliessenden Zugänge stammen aus der Ethnologie, der Linguistik bzw. Sprechakttheorie (Schegloff, Searles) sowie der Mikrosoziologie (Goffman 1974). Die grundlagentheoretische Bedeutung des Grusses als «leere Sozialität», als eine Herstellung der Möglichkeit von sozialer Praxis und menschlicher Individuation hat der Strukturalismus (insbesondere Marcel Mauss, 1975) herausgestellt, im deutschsprachigen Raum knüpfen die Arbeiten von Ulrich Oevermann (1983, 1998, 2000) daran an.

kens, das Schachspiel und das Theaterspiel, sollen uns deshalb genügen. Demnach erfolgt menschliches Handeln nach Regeln, die wie auf einer Bühne befolgt werden, und das Handeln entsteht unter Zugzwang, so wie im Schach ein gesetzter Zug vorherige Möglichkeiten schliesst und neue eröffnet. Wichtig ist weiterhin der Gedanke, dass Regeln, um befolgt zu werden, den Handelnden nicht bewusst sein müssen.

Schon an der einfachen Abfolge Gruss und Gegengruss ist leicht ersichtlich, dass wir es mit einer Sequentialität zu tun haben, in die jeweils Handlungsoptionen eingebaut sind. Sie variieren danach, wer jeweils die Grussinitiative übernimmt – auch beim Schachspiel ist es nicht gleichgültig, wer das Privileg des ersten Zugs genießt, deshalb ist schon die Wahl der Figurenfarbe von Bedeutung. Der zweite Schritt beim Grüßen, das Annehmen, ist eine logische Implikation des Erwiderns, geht also empirisch in der Erwiderung auf – wer zurückgrüßt, hat den Gruss angenommen. Dennoch lässt sich analytisch das Annehmen vom Erwidern trennen, denn annehmen lässt sich ein Gruss in seiner Funktion als Eröffnung, annehmen lässt er sich darüber hinaus auch in seiner konkreten Ausführung und ihrer Zuschreibung. Im Fall des Hitlergrusses etwa reflektiert noch der scheinbar belanglose Zusatz, der Gruss sei «ohne Zuruf» zu entrichten, die sequentielle Logik. Insofern eröffnet, genaugenommen, sogar der erste Akt des Grüßens nicht einen Austausch, sondern schliesst eine vorhergehende andere Akti-

vität ab – grüsse ich jemanden mit «Hallo» oder «Guten Tag», so beendet dieser Gruss eine vorausgehende Aktivität, in die ich involviert war, oder klammert sie zumindest für die Dauer der soeben eingerichteten Grussesequenz aus.

Grüssen begründet Sozialität – es lässt die für Menschen grundlegende Wechselseitigkeit als Grundlage und Medium der Begegnung überhaupt erst entstehen. In den Worten des Philosophen Hans Blumenberg ist der Gruss «eine Technik zur Herstellung von Selbstverständlichkeit, mit der Implikation, dass eben die darin enthaltene Zusicherung dem ganz und gar nicht Selbstverständlichen dient».⁴ Deshalb wundert es nicht, dass die äusseren Begrenzungen humaner Praxis, Geburt und Tod, in der Metaphorik des Grusses interpretiert werden. Es gibt kaum eine Form des Austauschs, die nicht auf den Gruss als eine ausdrückliche Artikulation des Anfangs, als ein Mittel der Bekräftigung einer sozialen Zugehörigkeit, als Selbstbindung sowie als Einladung an ein zukünftiges Tun zurückgreift.⁵ Das gilt noch für

⁴ Blumenberg, H., 1997, S. 181

⁵ Schon in einer der ersten kulturwissenschaftlichen Studien über den Gruss, der Theorie der Sitte, die der Göttinger Rechtshistoriker Rudolph von Ihering im Jahre 1886 publiziert hat, wird der Doppelcharakter des Grusses, Sozialität zu begründen und deren Ausdrucksgestalt jeweils zeitgebunden zu normieren, in einer «Ethik des Umgangs» modern beantwortet: «Welches Interesse hat die Gesellschaft am Umgang? Damit berühren wir den springenden Punkt der ganzen Lehre, in ihm liegt das Verständnis dieses Stücks unseres Lebens beschlossen. Der Umgang ist eine sociale Institution, Umgang ist sociale Pflicht» (von Ihering, R., 1886, S. 339).

den «letzten Gruss» am Grab, der im Hinweis auf das Ende einer Beziehung zum Adressaten diesen mit dem Attribut «letzter» von der Erwidderung entpflichtet und darin auf die Möglichkeit der Fortsetzung bzw. Öffnung anspielt. Wenn am Anfang das Wort war, so dürfen wir ein jüdisch-christliches Bild aufgreifen, dann war im Wort der Gruss, im Gruss liegt eine Urform humanen Austauschs vor.

Folgt man der Etymologie des mittelhochdeutschen «gruozen», die das «Zum Sprechen Bringen», aber auch das «Herausfordern» und sogar das «Angreifen» einschliesst, dann wird die auslösende Situation als kritische Entscheidungssituation sichtbar.

Das Grüssen, das ist der zweite Befund, ist alles andere als harmlos, vielmehr ist es ein Mittel, die Krise der Begegnung zu bewältigen. Appell, Drohung und Heimtücke, Usurpation und Gewalt liegen als Handlungsoptionen in unmittelbarer Nachbarschaft des Grüssens, aber auch die Bitte, der Eid und der Segen, Huldigung und Glückwunsch, das Geschenk sowie das gemeinsame Mahl.⁶ Besonders die Unterwerfungsgeste, die «un-

⁶ Vor diesem Hintergrund lässt sich die gestische Begleitung des Grüssens, der Einsatz von Kopf und Hand, verstehen. Sie unterstreicht, differenziert und kommentiert das im Sprechakt artikuliert Kommunikationsangebot. Von Ihering schreibt dazu: «Die Tatsache, dass zwei Personen sich eins oder verbunden fühlen, lässt sich nicht besser veranschaulichen, als indem sie diese Einigung auch körperlich darstellen. Die Stufenleiter dieser Symbolik der seelischen Einheit ist gegeben durch die Hand (Handschlag, Händedruck) – die Arme (Umarmung) – die Lippen (Kuss)» Von Ihering, R., 1886, S. 652f Zur Beziehungsfunktion der Hand ,im unmittelbaren sozialen Kontakt« siehe auch Popitz, H., 1995, S. 61.

gleichheitsbetonte Grussgebärde» (Schürmann) des Kniefalls oder des Fusskusses, zeigt, dass Begegnung eine Krise sein kann, weil die Beteiligten sich in ungleichen Positionen, in einer Asymmetrie, befinden.⁷ In naturgeschichtlicher Hinsicht entsteht mit dem aufrechten Gang und damit der Freisetzung des Auge-Hand-Feldes eine ganze Reihe neuer Möglichkeiten, die Kontaktaufnahme mit Gattungsmitgliedern zu differenzieren: sowohl die Körperhaltung als auch der Kopf, besonders jedoch Arme und Beine werden Mittel und Medien der Annäherung. Der Vorgang privilegiert die Hand zu einem Organ der gestisch unterstrichenen Wechselseitigkeit – in Abgrenzung von der Möglichkeit, sie in der Begegnung als Waffe oder als Waffenträger einzusetzen.

Der Gruss kann an eine unterbrochene Beziehung anschliessen oder eine gemeinsame Beziehung begründen, man kann aus einer Vertrautheit heraus grüssen oder mit dem Grüssen eine Vertrautheit beginnen lassen. In einer bereits bestehenden Beziehung, nehmen wir die Intimbeziehung als Beispiel, überbringt der Gruss die Kontinuität und aktualisiert, von Kuss und Umarmung sekundiert, die tragende Prämisse des Liebens, die wechselseitige Unterstellung von Gemeinsamkeit und Dauerhaftigkeit. Wenn etwa Liebende sich nach dem Aufwachen einen «Guten Morgen» wünschen, überbrücken sie damit die Zäsur, die die Nacht mit dem Schlaf und dem Personal der Träume

⁷ Vgl. dazu Althoff, G., 1997, auch Schürmann, T., 1992, S. 155 ff.

der Idee der Gemeinsamkeit bedeutet hat. Das «Gute Nacht» ist von daher nicht eine beliebige Abschiedsformel, vielmehr ist sie eingeschränkt auf Beziehungen, die die Fortsetzung des Austauschs als verlässlich erwartbar unterstellen. Auf die vielfältigen Möglichkeiten, eine schon existierende Beziehung zu bekräftigen, wollen wir nicht weiter eingehen, vielmehr uns auf Bereiche beschränken, bei denen der Gruss als Grenzmarkierung und Grenzüberwindung nach aussen fungiert und die Handelnden in Zonen der Zugänglichkeit einrückt. Er bildet die kommunikative Prozedur, mit der die Menschen aus der Selbstbezogenheit und den geschützten Strukturen ihrer primärgruppengeschützten Daseinsgestaltung heraustreten und sich in einem öffentlichen Raum positionieren. In diesem Sinn interessiert der Gruss als der erste kommunikative Akt jenseits der Türschwelle des privaten Handlungsraums, oder in den Worten van Genneps, als ein «Übergangsritus», der zwischen verschiedenen Vergemeinschaftungstypen, in denen sich die menschliche Lebenspraxis abspielt, vermittelt.⁸

⁸ Folgt man den Ausführungen van Genneps, so sind es die räumlichen Übergänge und Grenzüberschreitungen, die die Ritualisierung menschlicher Kommunikation, insbesondere das Grüßen, erzwingen: «Die verschiedenen Grussformen gehören auch in die Kategorie der Angliederungsriten. Sie variieren je nachdem, wie fremd der Ankömmling den Bewohnern eines Hauses oder den Personen ist, die er trifft. Die diversen Grussformen der Christen, die sich in den slawischen Ländern noch in archaischer Form erhalten haben, erneuern jedes Mal – wie das Salam der Muslime – das mystische Band, das die Zugehörigkeit zur selben Religion stiftet» (van Gennep, A., 1999, S. 40).

Der Gruss ist Kommunikationsroutine nur aus der Sicht der Akteure, in theoretischer Hinsicht und aus seiner Entstehungsgeschichte heraus ist er Folge einer Krise der Begegnung und somit einer Krise im Verhältnis von Selbst und Anderem. Die dramatisch hohe Ungewissheit, die dem Grüßen zugrunde liegt, eröffnet folgende Möglichkeiten: Der Andere erscheint a) als ein Objekt des Tauschs oder der Beute und interessiert im Hinblick auf sein Attraktionsversprechen oder seine Gefährlichkeit. Der Andere erscheint b) als Partner einer möglichen Kooperation, man interessiert sich dafür, was man mit ihm anfangen können wird. Die Art des Grusses zeigt an, welche von diesen grundlegenden Optionen – die des «Angriffs» oder die der «möglichen Kooperation» – gewählt wurde. Dem Überfall, der Razzia, geht kein Gruss voraus, sie setzen das minimale Symmetrieangebot, das der Gruss artikuliert, ausser Kraft und beziehen daraus einen Handlungs vor teil.

Insofern tauchen drei Normierungen als gleichsam «erstes Material» systematisch immer wieder auf: die Kommunikation der *Unversehrtheit*, die entweder bekundet oder gewünscht wird, die Kommunikation der *Kooperationsbereitschaft*, die im Gruss abgefragt oder signalisiert wird, sowie die Kommunikation der *Friedfertigkeit*, die der Gruss bahnt und zur Überprüfung tatsächlicher Geltung freigibt. Während die genannten drei Normierungen entweder ausschliesslich oder kombiniert auftreten, bleibt doch die universale Verpflichtungsstruktur des Grusses davon unberührt. Sie enthält zusammengefasst Folgendes:

1. Grüßen setzt eine Verpflichtung zur Wechselseitigkeit in Gang. Mit der Abfolge von Geben, Annehmen und Erwidern tritt die einfachste Form von Sozialität auf den Plan. In einer Situation der Handlungsunsicherheit übernimmt das Grüßen den Versuch, eine Symmetrie zwischen den Beteiligten herzustellen (oder, wie im Spezialfall des Kniefalls, trotz des Rangunterschieds einen Austausch möglich zu machen). In dieser Symmetrie spiegeln sich Bindung und Selbstbindung der Personen, die im Mikroraum des Grüssens, seinen drei Phasen von Geben, Annehmen und Erwidern, als ein Entscheidungsproblem auftritt. Grüßen erzeugt eine Verpflichtung nach beiden Seiten, es erzwingt wechselseitige Anerkennung, Rücksichtnahme und die Möglichkeit der Kooperation. Im Akt des Grüssens wird eine Öffnung und ein Interesse am anderen formuliert, ein Angebot, sich aus der Fremdheit und Anonymität herauszubewegen und sich vertraut zu machen, wobei die Position des Grüssenden und die des Gegrüßten stets schon im Hinblick auf den universalen Vorgang der Eingrenzung und Ausgrenzung erscheinen. Mit jedem Gruss wird eine Brücke zum anderen formuliert und die Grenze, die sie überwindet, benannt.

2. Zu den Erzeugungsregeln des Grüssens zählt das Einrücken der Kommunikationspartner in die Zeitlichkeitsebene der Gegenwart. Der Gruss setzt die Handelnden zugleich in eine sozialräumliche und sozialzeitliche Gemeinsamkeit und ermöglicht wie erzwingt damit, sich auf eine gemeinsame Zukunft hin zu definieren. Die Selbstverortung im Horizont des Grüssens macht die Akteure in dem Ausmass ihrer Handlungsautonomie

objektiv, aber auch füreinander identifizierbar: jedes «Hallo», jedes «Guten Abend» bedeutet, dass der Grüssende sich der Grussregel bedient und dass er sich gerade in der Wahl dieser Regel im Unterschied zum Nichtgrüssen dem Gegrüsssten gegenüber in einer Individualität darstellt. Im Verhältnis zur Regel artikuliert er insofern seine Handlungsautonomie – das gilt wechselseitig und gilt im übrigen für alles menschliche Tun: Menschen befolgen Regeln mehr oder weniger konform, und in diesem Umstand des mehr oder weniger bringen sie ihre Individualität zum Ausdruck.

3. Der Gruss leitet eine mögliche gemeinsame Beziehung ein oder schliesst sie. Eine durch den Gruss eröffnete Beziehung kann natürlich schon mit der Grusserwiderung abgebrochen werden – oder noch abrupter mit Türknallen oder schweigendem sich Entfernen –, aber dieser Abbruch wird daraufhin zwangsläufig auf die Eröffnung bezogen und bewertet. Gruss und Abschied gehören insofern zu einer Einheit einzelner Teilschritte, und zwar in der dreifachen Bedeutung des Wortes Präsent. «Das Präsens der zeitlichen Gegenwart im Sinne der Gleichzeitigkeit mit einem Geschehen in meinem Aufmerksamkeitskegel; die Präsenz der räumlichen Gegenwart im Sinne von Anwesenheit und das Präsent im Sinne einer Symbolisierung meiner bedingungslosen Anerkennung eines Anderen im Geschenk – und damit meiner ideellen Gegenwart beim Anderen.»⁹

⁹ Oevermann, U., 2000, S. 136

Der klassische Wochenmarktgruss der Schwaben, das elliptische «Au dooh ?!», das den Gegrüssten beim Einkauf ausdrücklich auf dessen offenkundige Präsenz hin anspricht und im Abwarten der Erwiderung, unter Zeitgewinn also, die tatsächliche Kommunikationsbereitschaft beobachtet, enthält die beiden hier in Rede stehenden Dimensionen gemeinsamer Zeitlichkeit und Räumlichkeit. Zwischen Tier und Mensch liegen in der Wahrnehmung der zeitlichen Dimension eines Austauschs die grössten Unterschiede, besonders deutlich zeigt sich dies im Abschied, den das Tier in der Antizipation eines möglichen Wiedersehens nicht vollziehen kann. Darauf macht Raymond Firth aufmerksam: «Die Fähigkeit eines Tieres, die Dauer einer zeitlichen Abwesenheit einzuschätzen, scheint ziemlich begrenzt. Der Mensch dagegen denkt beim Abschied schon die Wiederbegegnung, also in die Zukunft voraus, und entsprechend unterscheiden sich die Rituale des Abschieds.»¹⁰

In jedem Gruss ist gemeinsam vorhanden, was auf zwei analytisch trennbaren Erzeugungsprinzipien basiert: Das im Grussakt erfolgende Angebot der Gegenseitigkeit ist in seiner Geltung stets durch historisch spezifische soziale Normen geregelt. Dies betrifft das, was gesagt wird, sowie gestische Akte, die das Gesagte begleiten oder unterstreichen. Blick, Stimme und die Raumposition des Körpers beglaubigen und ergänzen das, was

¹⁰ Firth, R., S. 32, Übersetzung T. A.

im Gruss sprachlich formuliert wird. Historisch betrachtet scheint die Gebärde die Kommunikation der Unterwerfungsbereitschaft bzw. der latenten Verteidigungsbereitschaft zu übernehmen, wohingegen die Sprache die Artikulation des Symmetriegedankens übernimmt. Das ermöglicht es wiederum, den Grussakt mit Akzenten zu versehen, die dem Gegrüssten eine Identität zuschreiben und Authentizität herstellen. All diese Vorgänge sind normiert und über kulturelle Traditionen gerechtfertigt, in ihnen spiegeln sich Kommunikationsräume und Vergemeinschaftungsformen, die Epochen und Herrschaftsformen überdauern. Gemeinsam ist ihnen die humane Grunderfahrung einer Bezugnahme auf den Mitmenschen. Dass Menschen sich im Gruss ihre eigene Abhängigkeit vom anderen bestätigen und dass sie im Gruss erfahren, dass die Bindung an den Anderen ein Ausweis eigener Sittlichkeit ist, macht den Gruss zu einer Urform des Sozialen. Aus diesem Grund erheben ihn alle Religionen in den Rang einer grundlegenden Form der Praxis, denken wir nur an den liturgischen Friedensgruss in der jüdisch-christlichen Tradition.

3. *Wie grüssen Deutsche?*

Grusskonventionen zählen zum historisch gewachsenen Kulturgut von Gemeinschaften, sie verbleiben in der engen Geltungsreichweite generationstypischer, berufstypischer Regeln, in überschaubaren sozialen Mikrokosmen, innerhalb deren Menschen sich im Gruss der Zugehörigkeit versichern; das «Glück aufl» der Bergleute etwa, das die unkontrollierbare Gefährdung des Arbeitsplatzes aufgreift, zählt dazu. Wer in Norddeutschland, im Oldenburgischen zum Beispiel, abends ein Lokal aufsucht, grüsst ebenso wie während des Tages mit «Moin-Moin». Es handelt sich um den «Guten Tag»-Wunsch, aus dem Plattdeutschen «mooi» (schön, gut) stammend, dialektal eingeschliffen und für Unkundige kaum identifizierbar. Er ist zeitlich neutral anwendbar, bezieht sich auf Sonnenstand und Mondstand gleichermaßen und verzichtet auf die Kommunikation

besonderer sozialer Zugehörigkeiten. Das Grüßen markiert zugleich die Mitgliedschaft in einer lokalen Gemeinschaft, die sich bewusst oder aus Tradition von Grusskonventionen mit grösserer Geltungsreichweite abgrenzt. Manche Grüsse allerdings überschreiten auch den engen Geltungsbereich. Im Grusstableau der Gesellschaften des beginnenden 20. Jahrhunderts liegt eine grosse Variationsbreite vor, die von der ausdrücklich formulierten ständischen Zugehörigkeit des Gegrüßten – «Guten Tag, Herr Direktor» – «Herr Professor» – «Herr Bürgermeister» – bis hin zum neutralen «Guten Tag» reicht, das es möglich macht, den sozialen Status nicht ausdrücklich zu erwähnen.



Die Sehnsucht nach Einheit der Nation als Sehnsucht nach der Vereinheitlichung des Grüssens – eine Postkarte aus der Jahrhundertwende

Wie grüssen die Deutschen? Wie in fast allen nationalsprachlichen Kulturkreisen ist auch hier das Grüssen zunächst landsmannschaftlich geprägt. Darauf aufbauend haben sich übergreifende Grussformeln etabliert, die weitgehend dem Geltungsanspruch des christlichen Solidargedankens folgen. Die Varianten des Grusses folgen der für Deutschland charakteristischen, territorial zersplitterten höfischen Tradition einerseits und berufsspezifischen und regional-volkskulturellen Gewohnheiten andererseits. Im Unterschied zu Frankreich sind sie nicht vollständig auf eine Grusspraxis vereinheitlicht worden. Eine Vielfalt von Eröffnungsformeln und entsprechender gestischer Bekräftigungen sind die Folge einer hochdifferenzierten gesellschaftlichen Binnenordnung. In den Graden des Höfischen, die in das Grüssen aufgenommen wurden, haben ständische Konventionen ihre Spuren hinterlassen. «Küss' die Hand, gnädige Frau», «Gestatten, ...» spiegeln in der formelhaft artikulierten Demut und Ergebenheit die Modalitäten der vorbürgerlichen Ordnung, die erst unter dem Einfluss der Idee christlicher Gleichheit vor Gott in Symmetrie verwandelt werden. Dass im Gruss die Ehrerbietung gegenüber dem Status ausdrücklich formuliert wird, geht auf die Interaktionsordnung der höfischen Gesellschaft zurück. Sie sieht vor, von vornherein dem Gegrüssten zu kommunizieren, dass man an dessen Status und dessen Berechtigung nicht den geringsten Zweifel hegt, deshalb sichert der Grüssende sich gleichsam ab – im Extremfall entsteht übertriebene Unterwürfigkeit, das leere höfische Ritual. Das im Süddeut-

schen vertraute «Servus», das wörtlich bedeutet: «Ich bin Dein Diener», bestätigt das ex negative: im Ausdruck asymmetrisch, stehen sich die Partner durch die grusstypische parallele Erwidderung «Servus» gleichwohl als gleichrangig gegenüber.

Grussformeln sind in der Regel etymologisch schwer herzu-
leiten, ihr Handlungssinn bleibt häufig im Ausdruck verborgen,
deshalb müssen sie erst gedeutet und in Langschrift gebracht
werden. Auch ihr Ursprungskontext ist nur selten ohne Weiteres
erkennbar. Im abendländischen Kulturraum wurden sie beinahe
ausnahmslos durch die vom Christentum universalisierte Idee
ethischer Gleichrangigkeit der Menschen vor dem Schöpfergott
beeinflusst. Die Spuren der Reformation und die hieran
anschliessende katholische und protestantische Differenzierung
reichen bis in die Gegenwart. Dem Gedanken christlicher
Gleichheit kommt die für die Moderne charakteristische Arbeitsteilung
entgegen. Sie erzwingt häufigere und dichtere Kontakte sowie
eine höhere Mobilität, die den Verzicht auf einen irgendwie
gearteten, lokal gebundenen «Grusspartikularismus» nahelegen
und zugleich das Grüssen situationsflexibel werden lassen. Schauen
wir die prägnantesten Beispiele an.

Eine verbreitete Form liegt im «Guten Tag» vor – flankiert von
den Variationen «Guten Morgen» und «Guten Abend», die den
Gruss episodisch spezifizieren und den eröffneten Raum der
Gemeinsamkeit in seiner zeitlichen Dehnung und der ihr einliegenden
Sozialverpflichtung eingrenzen. Hierbei stossen

wir auf eine in den Gruss eingebaute und insofern vom Grüssenden erwartete Reflexion der Tageszeit, eine gedachte Zeitstrecke wird angesprochen, in der die durch Gruss unterbrochene Aktivität des Gegrüßten gleichwohl zu einem guten Ende komme. Zunächst einmal bedeutet das «Guten Tag» nicht mehr, als dem Begrüßten einen guten Tag zu wünschen, wobei unausgesprochen mitschwingt, dass der Grüssende sich verpflichtet, für die Wunscherfüllung Sorge zu tragen – wir haben diesen Aspekt die Selbstbindung genannt. Was geschieht hier? Der «Guten Tag»-Wunsch als das erste Geschenk an den Gegrüßten versieht den Austausch mit einem Entgegenkommen, in diesem Fall dem Wunsch des zukünftigen Gelingens. Selbst wenn der tatsächliche Verlauf der Begegnung die Prämisse des Wunsches Lügen strafen, oder selbst wenn auf dieses anfängliche Entgegenkommen keine gemeinsame Aktivität folgen sollte und der Begrüßte in der Situation der Fremdheit und Neutralität, aus der der Gruss ihn in die Zone höherer Zugänglichkeit geholt hat, verbliebe, würde noch dieses Verbleiben in der Fremdheit vom Gelingenswunsch begleitet. Die gegrüßte Person möge sich bewähren, sei es in einsamer Auseinandersetzung mit der Welt oder sei es in Kooperation mit Anderen, möglicherweise eben auch dem Grüssenden. Der Gruss unterstellt, dass die typische Bewährungssituation des Menschen die *vita activa* sei: wenn man sich begegnet, hat man als erstes dafür Sorge zu tragen, dass das unterbrochene Geschäft des Gegrüßten nicht unter der Präsenz des Grüssenden leidet. Hierin liegt

eine Anspielung auf die Idee der Gottebenbildlichkeit des Menschen, auf die im Tageswerk des Schöpfergottes exemplarisch umgesetzte Verpflichtung zur Praxis und deren nachträglicher Bewertung – «und er sah, dass es gut war». Der religiöse Zusammenhang bleibt implizit und spiegelt das für protestantische Regionen typische Einschmelzen des religiösen Wertbezugs in die säkularisierte Idee der Arbeit, in die «Weltfrömmigkeit» (Helmuth Plessner). Deutlicher wird dieser Sinnbezug in früheren Sprachversionen, die die göttliche Instanz ausdrücklich erwähnen: «Gott wünscht Dir einen guten Tag» bzw. «Möge Gott Dir einen guten Tag wünschen». Der Gruss bezieht sich auf die Tageszeit, auf eine besondere soziale Zugehörigkeit verweist er hingegen nicht. Bindung und Selbstbindung bleiben auf die kommunizierte zeitlich eingegrenzte Gemeinsamkeit beschränkt. Im Abschleifen des religiösen Ursprungs erreicht die Formel einen vergleichsweise hohen Universalisierungsgrad und ist mit der faktischen Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Milieus verträglich.

Von dieser zugehörigkeitsneutralen Formel unterscheidet sich das «Grüss Gott», der Alltagsgruss des süddeutschen katholischen Raums, erheblich. Dieser Gruss, der ohne zeitliche Eingrenzung erfolgt, reflektiert einen kulturellen Wertbezug, der dem Begrüßten eine gemeinsame verbindliche Zugehörigkeit unterstellt. In Langschrift heisst das: «Gott möge Dich grüssen», ein mittelalterlicher Vorläufer des Grusses lautete «Gott zum Grusse».

Was geschieht hier, und wie kommt es, dass die Grüssenden sich auf einen Dritten beziehen, wo doch das Grüssen nur im Angesicht eines Gegenübers Sinn macht? Die Kommunikationssituation wird um einen ideellen dritten Anwesenden erweitert, der die Begegnung gleichsam im Rücken der Akteure moderiert. Der Grüssende reflektiert auf eine gedachte Instanz, die die soeben eröffnete Begegnung mit einer schützenden Formel versieht. Die Vermittlung durch den Dritten, die hier ausdrücklich artikuliert wird, lässt folgende Lesart zu. Zum einen wünscht man sich – bezogen auf den Anderen, den man entweder noch nicht kennt und der insofern eine potentielle Bedrohung darstellt oder dessen Bekanntschaft man sich erneut vergewissern muss – den Beistand des Dritten, sichert ein friedliches Zusammentreffen, indem der Gegrüsste in den moralischen Horizont einer ausserirdischen Wirkungskraft eingerückt wird. Ihr werden die Kontrolle und Gewähr der Symmetriebedingung und das «Zum-Sprechen-Bringen» zugeschrieben. Im monotheistischen Gottesglauben ist die Idee einer alles ermöglichenden Instanz, die zugleich in einer unendlichen Personalität anwesend sein kann, vorgesehen, und auf diese Idee spielt der Gruss an. Eine Nuance dieser Lesart liegt darin, dass der Grüssende als ein Stellvertreter dieser Instanz, gleichsam als deren Sprachrohr, den Gegrüssten anspricht und die Unsicherheits- und Fremdheitserfahrung, die der Begegnung innewohnt, abschwächt. Wer mit «Grüss Gott» grüsst, darin liegt ein Unterschied zum moralisch neutralen Gruss zur Tageszeit, artiku-

liert deutlicher als im anderen Fall seine Zugehörigkeit zu einer Bezugsgruppengemeinschaft, hier der christlichen, und sinnt diese auch dem Gegrüßten an. Das Sich-Begegnen der Menschen wird hierbei durch die vergemeinschaftende Idee der Gottesfurcht vermittelt, Gott vertrauen die Grüßenden sich an und übergeben ihm im kritischen Moment der Begegnung die Moderation, oder anders formuliert: auf Gottes exemplarische Pazifizierungskraft setze ich im Gruss und unterstelle dieses Vertrauen auch dem Gegrüßten. So wird die zugrundeliegende Unsicherheit durch die Bezugnahme auf eine im Gruss unterstellte Vergemeinschaftung überbrückt. Das gilt unabhängig von der Frage nach der tatsächlich vorhandenen Glaubensintensität, die der Gebrauch der Formel aufwirft. Wie immer jedoch ein Gruss ausgesprochen wird, überzeugt oder aus unreflektierter Gewohnheit, seine oben ausgeführte soziale Funktion bleibt davon unberührt.

4. Der Hitlergruss: ein verkleideter Schwur

In die deutsche Grusslandschaft dringt mit dem Hitlergruss eine neue Variante ein. Nach der Machtergreifung Hitlers wurde er am 13. Juli 1933, einen Tag vor dem Verbot der Parteigründung und ohne dass eine rechtsverbindliche staatliche Grundlage existiert hätte, auf alle öffentlichen Dienststellen ausgedehnt und zur allgemeinen Pflicht erklärt. Besonders in den ersten Jahren der Machtkonsolidierung wurde er bereitwillig und in einem hohen Masse praktiziert.

Die individuelle Selbstdefinition der Person, die in jedem Gruss – qua Entscheidung zu grüssen oder dies nicht zu tun – erfolgt und die selbst der Nichtgrüssende anzeigt, tritt beim Hitlergruss in einen sprachlich wie gestisch bekräftigten personalisierten Wertbezug zur Person Adolf Hitlers und rückt den Kontakt unter die normative Präsenz eines unsichtbaren Dritten

ein. Im historischsozialen Raum seiner Entstehung und Durchsetzung – einem Raum, den wir uns vom Handkuss bis zum Hut abnehmen, von regional konventionalisierten Grüßen bis zum bürgerlichen «Guten Tag» – «Auf Wiedersehen», bei den Mädchen mit Knicks und den Jungen mit einer «Diener» genannten Verbeugung, vorzustellen haben – verspricht der Hitlergruss Kommunikationsvereinfachung in interessegeleitetem wie in geselligem sozialen Austausch. Er bahnt einen scheinbar direkten, schnörkellosen Weg zum Gegenüber, neutralisiert ständische Präntionen, die die Kultur der Begegnung asymmetrisch überschatteten, und macht darüber hinaus mit umständlichen Anstandsregeln Schluss – «alles Unterwürfige hat er abgestreift», wie es hiess. Offenkundige Unklarheiten im Hinblick auf die situationsangemessene Verwendung führen besonders anfänglich zu innenministeriellen Erlassen und Rundschreiben, die die zulässige Wortfolge des Grusses wie auch seine gebärdensprachliche Untermalung präzisieren, so etwa die Anordnung des Reichsinnenministeriums vom 22. Januar 1935, in der es heisst: «Das Gesetz über das Staatsoberhaupt des deutschen Reiches vom 1. August 1934 und das Gesetz über die Vereidigung der Beamten und der Soldaten der Wehrmacht vom 20. August 1934 haben die Verbundenheit der deutschen Beamenschaft mit dem Führer und Reichskanzler zu einem höchstpersönlichen und unlösbaren Treueverhältnis ausgestaltet, dem in besonderer Form des deutschen Grusses Ausdruck zu geben, die Beamten-, Angestellten- und Arbeiterschaft der öffentli-

chen Verwaltung, wie ich überzeugt bin, freudig gewillt ist. Ich ordne daher an, dass fortan die Beamten, Behördenangestellten und -arbeiter den deutschen Gruss im Dienst und innerhalb der dienstlichen Gebäude und Anlagen durch Erheben des rechten – im Fall körperlicher Behinderung des linken – Armes und durch den gleichzeitigen deutlichen Ausspruch ‚Heil Hitler‘ ausführen. Ich erwarte von den Beamten, Behördenangestellten und -arbeitern, dass sie auch im ausserdienstlichen Verkehr in gleicher Weise grüssen.» Und nicht nur die Begegnung im öffentlichen Raum unterliegt einer eindeutigen Formel, auch die im öffentlichen und geschäftlichen Briefverkehr bisher üblichen bürgerlichen Verabschiedungsformen werden für unzulässig erklärt und ersetzt. Geschäftsbriefe, Informationen über Kontobewegungen, Warenbestellungen, Lieferbescheide, also vergleichsweise routinisierte und durch die innere Rationalität des Vorgangs bestimmte Kommunikation, haben fortan in der Formel «Mit deutschem Gruss» zu enden, einer Formel im Übrigen, die auch schon in den zwanziger Jahren gepflegt wurde und besonders nach der Niederlage im Ersten Weltkrieg dem Sehnen nach einer national homogenen Grusskultur Ausdruck verleiht. In der Behördenkommunikation wird es nun üblich, den Schriftverkehr mit «Heil Hitler» zu beenden.

Unter den zahlreichen öffentlich bekundeten und inszenierten Loyalitätsbeweisen nimmt der Hitlergruss damit eine Sonderstellung ein. Anders als die rituell bekundeten Zugehörigkeiten im Jubel der Massenveranstaltungen, anders als die skandierten Akklamationen «Heil», die auf den Zuruf «Sieg» antworteten, ein auf die beschworene Siegeszuversicht echohaft erwidert Wunsch nach erfolgreicher Bewährung im Kampf, anders auch als die Huldigungen, die das öffentliche Zurschaustellen von Staatssymbolen wie Flagge und Hymne begleitet haben, verkörpert der Gruss eine Transformation der vorher üblichen Begrüssungsregeln, die deutlich das Selbstgefühl und seine Gütekriterien anspricht. Die Zugehörigkeit für andere im Alltag sichtbar zu beglaubigen, gehört zum allgemeinen Ziel, das auch die Propaganda aufgreift. So heisst es im Völkischen Beobachter, dem Parteiorgan der NSDAP, 1935: «Es zeigt sich, dass es eine Aufgabe ist, den herrlichen deutschen Gruss ... zum Bekenntnisgruss der Deutschen untereinander werden zu lassen ... Wenn wir darangehen, den deutschen Gruss den mitunter Unsicheren erneut als Ausdruck einer Charakterhaltung zuzurufen, so wollen wir genauso scharf darüber wachen, dass er nicht verfälscht und verlogen wird. Die Grussworte (...) sollen uns immer wieder aus dem Kleinkram des Alltags herausheben und an die grossen Ziele und Aufgaben erinnern, die Adolf Hitler uns allen gab. (...) Das ist ein Stück praktischer Nationalsozialismus, das jeder vollbringen kann.»¹¹

¹¹ VB Nr. 79 vom 20. März 1935, zitiert nach Kratzer, W., 1998, S. 116 f.

Selbst wenn der Briefträger in der Tür steht und sich eine Nachnahme bescheinigen lässt, erhält das Gespräch die Rahmung durch den Hitlergruss. «Heil Hitler-Womit kann ich Ihnen dienen?», so wird der Kunde im Kaufhaus nach seinen Wünschen gefragt. Das Heranrücken des Regimes an die Sphäre des Privaten drückt sich in vielen Kleinigkeiten des Alltagslebens aus. Es erscheinen Backformen mit den Parteisymbolen, als Gastgeschenk bringt man sich Gläser mit der Aufschrift «Heil Hitler» mit, Kinder erhalten sieben Zentimeter hohe Spielfiguren aus Elastolin geschenkt, deren Arme sich zum Gruss bewegen lassen, und in den Wohnzimmern hängt das von dem Fotografen Hoffmann gefertigte Hitler-Porträt als Wandschmuck.

Dieses Porträt wurde in kürzester Zeit ein Massenartikel für die Ausstattung der eigenen vier Wände. Nur in wenigen Wohnungen, wie zum Beispiel im christlich-konservativen Elternhaus von Johannes Rau, hatte in bewusster Abgrenzung zum beliebten Hoffmann-Porträt die gleichfalls berühmte Fotografie der Begegnung zwischen Hindenburg und Hitler vom sogenannten «Tag von Potsdam» Vorrang. Im Hinblick auf unser Thema ist die Begründung des Vaters für diese Präferenz bemerkenswert: auf diesem Foto sehe man Hitler wenigstens einmal vor jemand anderem eine Verbeugung machen und die Hand schütteln, lautete die verhaltene Kritik an der mangelnden Demut.¹²

¹² So erzählt Johannes Rau in einem Gespräch mit dem Verfasser.



Der Tag von Potsdam – letzte Verbeugung vor der alten Elite

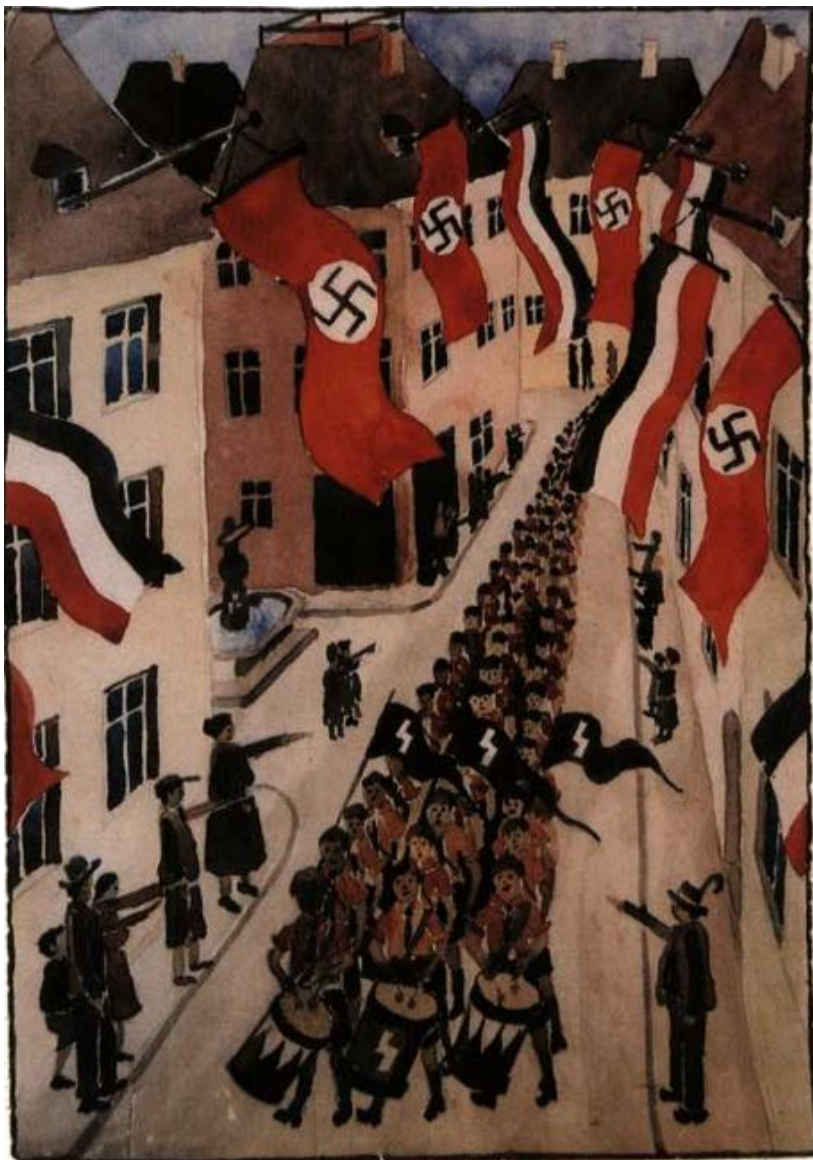
Selbst diese für das christlich-konservative Milieu typische ausdrückliche Distanz zu den Üblichkeiten der Zeit folgt dem Wunsch, seine Zugehörigkeit für andere auch in den eigenen vier Wänden sichtbar zu beglaubigen.

Von dem Vorgang, der die öffentliche Kontaktaufnahme zu anderen Menschen als «Stück praktischer Nationalsozialismus» bindend vorschrieb und insofern der Interaktionsordnung ihren bisherigen öffentlichen Schutz entzog, blieb kein Bereich ausgenommen. Kleine Emaille-Schilder mit der Aufschrift «Der Deutsche grüsst Heil Hitler» finden sich auf den öffentlichen Plätzen der Städte, am Strommast und am Laternenpfahl. Kindergärten und Schulen werden zu Hochburgen des Grusszeremoniells. Die Kinder eines Kindergartens im Südbadischen werden in der Handhabe der Geste dadurch geschult, dass sie

ihren Frühstücksbeutel auf den ausgestreckten Arm der Kindergärtnerin zu hängen haben. Unter der Auflage, jede Unterrichtsstunde mit «Heil Hitler» zu beginnen und zu beenden, erfahren die Erstklässler auf den ersten Seiten ihrer Lesefibeln eine weitere und nachhaltige Sozialisation in die neue Grusspraxis. Die Seiten enthalten Bilder einer die Strassen säumenden, begeistert grüssenden Bevölkerung, eine Szenerie, die zu einem beliebten Motiv im Malunterricht wird.



Im ganzen Land erinnerten kleine Emaille-Schildchen an den neuen Gruss



Aus dem Schulunterricht – die gemalte Alltäglichkeit des Grusses

Und auch die Märchen, die die Kinder in sogenannten Schulwandbildern verfolgen konnten, wurden umgedeutet, wie zum Beispiel das weitverbreitete Märchen «Dornröschen»:



Dornröschens Held und Retter grüsst mit dem deutschen Gruss – aus einem Schulwandbild

«Kein anderes Märchen drängt so nach völkischer Deutung wie Dornröschen ... Wir erleben bei der Vertiefung in das Märchen unsere nationale Ohnmacht und unser nationales Erwachen wieder. Hitler ist der Held, der unser Volk erlöst hat aus dem Todesschlaf, in den fremdrassische Gewalt es versenkt hatte. In unaufdringlicher Weise wird unter Wahrung des Märchencharakters in den Darstellungen der Fee und des Prinzen die völk-

sche Deutung hervorgehoben. Frei von jeder Realistik tritt der Führer in der höchsten Gestalt, über die Kinder- und alte Volksphantasie verfügen, im Königssohn, als heldischer Lebensbringer in den Mittelpunkt.»¹³ An Schulen und Universitäten hält der Gruss Einzug in die kommunikative Rahmung der pädagogischen Beziehungen und bestimmt fortan die Verkehrsformen. Die Struktur der nationalsozialistischen Herrschaft ist als «Doppelstaat» (Ernst Fraenkel) beschrieben worden, in dem neben die Routineverwaltung eine sogenannte Massnahmeverwaltung tritt, die an den rechtlich vorgesehenen Entscheidungswegen vorbei in unmittelbarem Bezug auf die Führer-Kompetenz Vorschriften anordnet. Zum Gruss häufen sich in den ersten Jahren Erlasse, die teils in Eigenkompetenz, teils in Übersetzung übergeordneter Behörden verbreitet werden. So ergänzt etwa das württembergische Kultusministerium am 24. Juli 1933 den unter Innenminister Frick angeordneten Erlass: «Im Anschluss daran wird angeordnet, dass die Schüler und Schülerinnen aller Schulen zu Beginn und Schluss des Unterrichts sowie beim Wechsel der Lehrer zu Beginn und Schluss der einzelnen Schulstunden ihre Lehrer und Lehrerinnen durch Aufstehen und Erheben des rechten Armes grüssen. In gleicher Weise werden während des Unterrichts die in die Klasse eintretenden erwachsenen Personen gegrüsst. Die Lehrer und Lehrerinnen erwidern mit dem Hitlergruss. Einzelne Schüler, die im Schulge-

¹³ *Der praktische Schulmann*, 1936, S. 98

bäude sowie im Schulhof den Lehrern begegnen, erweisen ihnen ebenfalls den Hitlergruss.» Isa Vermehren, Tochter aus bürgerlichem Hause, erinnert sich an einen Vorfall an ihrem Lübecker Gymnasium, der dazu beiträgt, dass sie die Schule verlässt und sich in Berlin als Sängerin und Akkordeonspielerin dem Kabarett «Katakombe» unter der Leitung von Werner Finck anschliesst: «Für den ersten Mai 1933, Tag der deutschen Arbeit, musste man in allen Schulen auf dem Schulhof den deutschen Gruss üben: Den rechten Arm mit flach ausgestreckter Hand in Augenhöhe anheben, in Achterreihen im Gleichschritt gehen. Alle Schüler mussten an der Tribüne auf dem grossen Sportplatz vorbeiziehen, dort hatten sich die Lehrkollegien aufgebaut, und jede Menge Fahnen wehten. Beim Passieren der Fahnen mussten wir den Arm heben. Vor mir ging eine Schülerin, der man vorher gesagt hatte: Sie dürfen den Arm natürlich nicht heben, Sie sind ja nicht arisch. Das hat mich innerlich so aufgebracht. Ich dachte, wenn die nicht darf, dann will ich auch nicht.»¹⁴

Völlig andere Erinnerungen verbindet Ingeborg Schäfer, Tochter eines ranghohen SS-Führers in Danzig, mit dem Gruss als einem «Stück praktischen Nationalsozialismus»: «Wenn meine Schwester und ich mit Vater durch die Stadt gingen, stritten wir uns, wer links gehen durfte. An seiner Rechten war es nämlich höchst ungemütlich: Vater hielt uns an den Händen gefasst, damit wir im Gedränge nicht verloren gingen. Er musste

¹⁴ Aus Wegner, M., 2003, S. 38

ständig den Gruss anderer Uniformierter erwidern. Dann hob er den Arm zum Gruss. Wer von uns beiden an seiner rechten Seite ging, liess, ganz fasziniert von den Eindrücken, meist seine Hand nicht rechtzeitig los, und der Arm flog jedesmal ein kleines Stück mit hoch.»¹⁵

Derartige Beispiele lassen sich beliebig ergänzen, sie veranschaulichen, wie bereitwillig die verordnete Huldigung aufgegriffen wurde. Aber jenseits der anekdotischen Plausibilität und jenseits dessen, was wir über regionale oder konfessionelle Unterschiede in der Handhabung erfahren können, drängt sich eine Frage auf, die im ersten Moment irritieren mag: Handelt es sich tatsächlich um einen Gruss oder um etwas anderes, vielleicht ein in das Gestenvokabular übernommenes Stück Verkleidung, eine Art gesprochene Armbinde, einen Zugehörigkeitsausweis – um eine kommunikative Praxis, die in das Pragma des Grusses eingefügt und von dessen Logik bestimmt wird, aber in ihrer Bedeutung darüber hinausweist?

Um dieser Frage nachgehen zu können, wollen wir den Hitlergruss auf die Dimensionen des Internalisierungsgrads, der Geltungsreichweite und der Allgemeingültigkeit hin befragen. Ohne diesen theoretischen Zusammenhang hier weiter ausführen zu können, machen wir uns die soziologische Einsicht zu eigen, nach der sich an kommunikativen Vorgängen systematisch eben jene drei analytischen Dimensionen unterscheiden

¹⁵ Aus Schäfer, I., Klockmann, S., 1999, S. 57

lassen: der *Internalisierungsgrad* (wie stark ist eine Regel verinnerlicht, wie sehr ist sie «zweite Natur» geworden), ihre *Geltungsreichweite* (gilt die Regel nur in einem beruflichen Milieu, in einer politischen Gemeinschaft, regional oder wie immer begrenzt?) und ihre *Allgemeingültigkeit*, d.h. ihr objektiver Bedeutungsgehalt. Mit letzterem ist nicht etwa ihre materiale Vernünftigkeit, vielmehr ihre Sinnstruktur gemeint. Millionenfach praktizieren die Menschen den Hitlergruss als einen Gruss – ob er dies von seiner Gestalt her war, wird nicht durch den Hinweis auf die massenhafte Konformität beantwortet. Bevor wir uns also weiteren Fragen nach Geltungsreichweite und Verinnerlichung, nach der Herkunft des Grusses und Formen seiner Übernahme in den Alltag widmen, geht es um die Analyse der Bedeutung, die sich aus der Kombination von körperlicher Geste und semantischer Füllung ergibt. Und die erschliessen wir vom reinen Typus, von der gedachten idealen Form her.

Die sprachliche Formel

Der Hitlergruss enthält in der Phrase «Heil Hitler» einen sprachlichen Kern, einen elliptisch formulierten Wunsch, der mit einer körperlichen Geste einhergeht, dem Strecken des rechten Arms bei flach geöffneter Hand bis in Augenhöhe. Appellieren und Segnen liegen als Ausdrucksgestalten menschlicher Begegnungen nicht vollkommen ausserhalb der Sinnstruktur des Grüssens – die Etymologie des Grüssens legt, wie wir gesehen haben, das «Zum-Sprechen-Bringen» und den Appell

als eine Bedeutungsmöglichkeit frei – gleichwohl ist die entstandene Mischform eigentümlich gebrochen. Werfen wir zunächst einen Blick auf «Heil» und «Hitler» als die beiden sprachlichen Teile des Grusses. Das dativisch gebrauchte «Heil» oder auch «Heil Dir» als Objekt des Wunsches, den man dem Begrüßten entgegenbringt, bezieht sich auf dessen leibseelische Unversehrtheit. Der Grüßende wünscht sie dem Gegrüßten angesichts der offenen Zukunft des unmittelbar begonnenen Austauschs über diesen hinaus, wobei Unversehrtheit auch einen Zustand moralischer Konsistenz, also eine Situation erfolgreicher Bewährung, umschliesst. In der Formulierung «Heil» ist – wie wir es auch von anderen Grussformen wie «Guten Tag» kennen – der Wunsch sprachlich verborgen. Sie greift das im Grüßen systematisch enthaltene Bemühen auf, sich dem Gegrüßten gegenüber als handlungsfähig bzw. kooperationsfähig darzustellen und insofern für ideale Voraussetzungen eines mit dem Gruss begonnenen Austauschs zu sorgen. In der privaten Begegnung kommt der «Heil»-Gruss ausschliesslich in der Verbindung mit dem Vornamen vor und bleibt auf Freundschaftsbeziehungen oder sektiererische Gemeinschaften beschränkt: «Heil Gustav – Heil Dietrich» bildet ein einfaches Beispiel, das zwar im deutschen Sprachraum angesichts der Erfahrung mit dem Hitlergruss eigentümlich anmutet, aber diese Trübung sofort verliert, wenn wir an andere Sprachräume, also etwa das im Schweizerischen durchaus übliche «Salut» oder an eine frühe Wurzel, den römischen «Heil»-Gruss, denken.

In einem anderen Zusammenhang kommt das «Heil» ebenfalls vor: Wintersportler wünschen sich «Ski Heil», Jäger «Waidmanns Heil», Angler «Petri Heil» und beziehen den oben schon erläuterten Wunsch nach Unversehrtheit auf das Verhältnis des Gegrüßten zu einem bevorstehenden Tun bzw. zu einer ausgesprochenen Handlungsabsicht. Der Gruss ist reserviert für einen Bezug auf eine riskante Tätigkeit mit hoher Ungewissheit des Ausgangs und rückt eher an das Ende als an den Anfang einer Kommunikation. Auch hier mischt sich in die Lesart, der Gegrüßte möge in ¹ die Gemeinsamkeit unversehrt zurückkehren, aus der man ihn verabschiedet hat, die Idee einer aussergewöhnlichen Begabung, die die bevorstehende riskante Praxis und entsprechende Bewährung unbeschadet zu überstehen verspricht.

Wir verzichten darauf, die im einzelnen komplexen Stationen der historischen Entwicklung des «Heil»-Grusses nachzuzeichnen. Vielmehr begnügen wir uns mit dem Hinweis darauf, dass er eine Eröffnungsformel enthält, die die Elemente des unberührt Bleibens und unversehrt Bleibens herausstellt. Das, was der Gruss wünscht, bezieht sich auf eine Statusqualität des Begrüßten, auf das Überwinden irdischer Unzulänglichkeit. Heil bedeutet in der religiösen Konnotation den Zustand eines weder durch Praxis noch durch die naturhaft erzwungene Vergänglichkeit getrübt mit sich identischen Lebens und verspricht in dieser Lesart auf die Existenz einer göttlichen Instanz, die einzig das «Heil» in reiner Form repräsentiert. Davon abgeleitet, kann es auf

die Beziehung zwischen Herrschaftsträgern und Untergebenen übertragen und als veralltäglichte Formel in die Grusspraxis übernommen werden. Auf den Kaiser oder das Vaterland gesprochen, also auf Positionsträger oder auf die gedachte politische Gemeinschaft bezogen, bleibt es hingegen reserviert für einen Wunsch, der entweder nur bei Anwesenheit des Regenten ausgesprochen wird und insofern dessen Präsenz voraussetzt oder der ausgesprochen wird, wenn eine Gemeinschaft sich ihrer Zusammengehörigkeit versichert – etwa in der Formel «Heil Deutschland» oder «Heil dem Vaterland». In dieser Lesart fungiert das «Heil» als Gruss in öffentlich gerahmten Veranstaltungen, jedoch auch dann selten zur Initiierung der Begegnung, sondern eher zu deren Beendigung, und zwar im Sinne einer gemeinsam gegen eine Ungewissheit oder bevorstehende Krise ausgesprochene Zuversicht.

Das Auftauchen des «Heil»-Grusses im nationalen Grussrepertoire der Deutschen hat eine unmittelbare Vorgeschichte im 19. Jahrhundert, in dem es insbesondere in nationalvölkischen Bewegungen und in romantischen Geselligkeitszirkeln adaptiert wird, die sich – getragen vom anthropologischen Pessimismus und dessen Idee einer unveränderbar feindseligen Einstellung des Menschen zu seinen Mitmenschen sowie einer Skepsis gegenüber dem Prozess der Arbeitsteilung, Industrialisierung und Klassenbildung – im Rücken der Moderne ausgebildet haben. «Mit der Grussformel ‚Heil‘ wünscht man dem Anderen Ganz

heit, Unversehrtheit, ein in den Zeiten ewiger Kämpfe und Verwundungen naheliegender Wunsch», so lautet etwa die deutlich zivilisationskritische Ausführung im *Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde* aus dem Jahre 1917.¹⁶ Das «Heil» als strategisch gedachten politischen Gruss bevorzugten Gruppierungen, denen daran gelegen war, einen Anspruch auf authentische Beziehungen zu unterstreichen, und zwar gegen die soziale Differenzierung und gegen die diese überbrückende Emanzipation der Nation. So war es in weiten Kreisen der Jugendbewegung und des Wandervogels üblich, sich mit der Formel «Heil» zu begrüßen.

Wird die Formel nicht in direkter Ansprache mit dem Vornamen des Begrüßten, sondern mit dem Namen «Hitler» verknüpft, so erweitert sich der Kommunikationsraum der Grüßenden um einen gedachten und nicht anwesenden Dritten, der aus einem weltlichen Bereich, in diesem Fall dem der Politik, stammt. Zunächst: Was geschieht, wenn beim Grüßen ein Dritter vergegenwärtigt wird? In einer Grusssituation ausdrücklich auf einen nicht anwesenden Dritten Bezug zu nehmen, verschiebt die Bedeutung des Grüßens. Der Grüßende ruft, wir haben es beim «Grüss Gott» bereits gesehen, diese Instanz an, um die Begegnung schützend zu moderieren – so, als würde er der eigenen Gestaltungskraft in der Handhabung der dem Grüßen zu grundlegenden Krise nicht trauen. Dritte, denen die

¹⁶ Schrader, O., zitiert nach Prause, K., 1930, S. 124.

Wirkmächtigkeit zugeschrieben wird, in Anerkennung der menschlichen Begrenztheit bzw. des ungewissen Ausgangs der Begegnung, in der sich die Grüssenden gegenüberstehen, zwischen diese eine Brücke zu schlagen, können insofern nur Instanzen sein, die von vornherein als unbestreitbar moralisch gedacht werden. Das Anrufen einer «göttlichen» Instanz im «Grüss Gott» ist, wie wir gesehen haben, der vertraute Ausdruck davon. Taucht hingegen eine weltliche Person wie Hitler in der Funktion des Dritten auf, entsteht eine deutliche Unverträglichkeit mit der oben eröffneten Lesart.

Sie entsteht wie folgt: Entweder wünscht man im Angesicht des Gegrüßten der Person Hitler Unversehrtheit. Oder man macht sich selbst zum Stellvertreter eines entsprechenden, durch Hitler beglaubigten Unversehrtheitswunsches – so wie man sich bei einem «Grüss Gott» zum Stellvertreter des Wunsches macht, den Gegrüßten gleichsam mit Gottes Hilfe zum Sprechen zu bringen. Die erste Lesart würde in Langschrift bedeuten: «Unsere Begegnung sei Veranlassung, Hitler Unversehrtheit zu wünschen, wir gedenken seiner, wenn wir einander angesichtig werden.» Freilich ist diese Lesart mit einem inneren Widerspruch belastet: von der Begegnung, die das Grüßen auslöst, wird vollständig abstrahiert – nur dann nicht, wenn die Grüssenden sich von vornherein in einer durch Hitler repräsentierten Gemeinsamkeit wahrnehmen. Die Begegnung erinnert die durch Hitler symbolisierte Zugehörigkeit.

In der Bedeutung der zweiten Lesart, also der eines Wunsches, den der Grüssende stellvertretend zu artikulieren übernimmt, rückt Hitler als eine dritte, die Begegnung moderierende Instanz in die eröffnete Beziehung ein. Die Lesart «Hitler verseehe unsere Begegnung mit seinem Segen, einer schützenden Moderation und dem Wunsch nach Unversehrtheit», im Sinne eines wechselseitigen «Heile dich Hitler» bzw. «Hitler wünscht dir Heil», «Du mögest Heil durch Hitler erfahren», wird hingegen unverträglich im Hinblick auf den Umstand, dass die begonnene Beziehung von einer weltlichen Instanz nicht überbrückt werden kann – es sei denn, diese erscheine in der Wahrnehmung der Grüssenden als übermenschlich qualifiziert. Der ‚Heil‘-Wunsch kann sich, so hatten wir gesagt, in einem sinnlogisch konsistenten Grussakt nur auf den real anwesenden, nicht auf einen gedachten Partner beziehen. Die mit «Hitler» ins Spiel gebrachte schützende Funktion ist deshalb nur nachvollziehbar, wenn mit dem Namen die Geltung eines transhistorischen Wertkosmos unterstellt wird und die Geltungsbedingungen des Grüssens in einen sakralen Raum, ausserhalb irdischer Gesetzmässigkeiten übersetzt werden. Demnach wäre die irdische Person sakralisiert, eingerückt in göttliche Qualifikation – es ist gerade diese Substitution, die das «Heil Hitler» unternimmt. Hitler wird mit der Wirkungsmacht einer göttlichen Instanz ausgestattet gedacht, man glaubt an ihn, so wie man an Gott glaubt, und im Gruss wünscht man sich Heil durch ihn.

Zusammengefasst haben wir es mit zwei jeweils unterschiedlich motivierten Unstimmigkeiten zu tun: «Heil Hitler», dativisch gebraucht im Sinne von: «Dir, Hitler, wünsche ich Heil» wird unverträglich dadurch, dass zwei Grüssende sich in ihrem Wunsch nicht auf einen abwesenden Dritten gleicher Zugehörigkeit beziehen und dadurch ihre eigene Gegenwärtigkeit leugnen können. Aber auch das akkusativisch gebrauchte «Heil Hitler», im Sinne von «Hitler heile dich», wird unverträglich dadurch, dass eine irdische Instanz mit einer derartigen Wirkungsmacht ausgestattet nicht denkbar ist. Wie so häufig bringt der politische Witz die hier aufgedeckte Unstimmigkeit anschaulich auf den Punkt. Jemand trifft auf der Strasse einen Bekannten und grüsst wie vorgeschrieben mit «Heil Hitler», woraufhin dieser antwortet: «Wieso kommen Sie gerade auf den?» Auf eine weitere Lesart, die die im Verb «heilen» liegende therapeutische, also wiederherstellende Dimension aufgreift und über das akkusativisch eingesetzte «Hitler» im Gruss eine Art Notfallmeldung identifiziert, spielt ein anderer Witz an, nach dem der Begrüßte auf «Heil Hitler» erwidert: «Bin ich Arzt?» oder auch «Heil du ihn!».

Aufgelöst und stimmig gemacht wird der semantische Teil des Grusses einzig dann, wenn man Hitler die Fähigkeit unterstellt, geltende Normalitätsstandards der Kommunikation ausser Kraft setzen zu können. Das Charisma vermittelt und überbrückt die menschliche Begegnung schlechthin und ermöglicht einen Wechsel der Bezugsebenen von Wirklichkeit und Gött-

lichkeit – das «Grüss Gott» wird durchgestrichen und durch «Heil Hitler» ersetzt, so wie in einem konkret anschaulichen Sinn Samuel Beckett es an der Kirche in Regensburg registrierte. In der sprachlichen Substitution erfolgt die Sakralisierung der weltlichen Ordnung. Hitler wird als Schutz für die Begegnung angerufen, aber mehr noch: die sakrale Substanz, in die er transponiert wurde, lebt in den Beziehungen untereinander auf, sie wird ein die Wirklichkeit transzendierendes Medium.

Der gestische Teil des Grusses

Warum wird die Grussformel nicht von einem Handschlag begleitet – so wie es etwa üblich ist, das «Guten Tag» gestisch zu bekräftigen? Man könnte sich gleichzeitig mit dem oder anschließend an das «Heil Hitler» die Hand geben oder es beim Aussprechen der Formel belassen. Wie wir gesehen haben, übernimmt es im Grussakt die Hand, die Kontaktaufnahme zu unterstreichen. Beim Hitlergruss wird hingegen der rechte Arm bei geöffneter flacher Hand gehoben und vorgestreckt. Die Geste scheint zunächst einer zum Gegrüssten gerichteten Bewegung zu folgen, sie synchronisiert den Körper mit der sprachlichen Hinwendung zum Gegrüssten und überbrückt die Distanz, vergleichbar dem Handschlag oder dem Winken, die einen Gruss unterstreichen und als Resonanzboden des Ausdrucks fungieren. Der Arm – als gestisch untermauerter Vollzug des Sprechakts – wird allerdings nicht dem Gegrüssten entgegen-



*Hitler als Elastolin-Figur.
Der Arm lässt sich zum Gruss anheben.*

gestreckt, sondern über ihn hinausgeführt. Er weist in die einsame Leere des Raumes auf den fiktiven Ort einer möglichen Begegnung, die im Irgendwo hoch über den Grüssenden liegt. Der ausdrücklich vorgeschriebene Bodenabstand «in Augenhöhe» unterstreicht die Richtung eines Zusammentreffens, das niemals eintritt, in der asymptotischen Annäherung der gestreckten Arme von Grüssendem und Gegrüsstem liegt die Idee einer unendlichen Ferne – so wie die Scheinwerfer der nächtlichen Lichterdomes auf den Parteitagen der NSDAP sich in einem weit entfernten Raum treffen. Die Hand ist geöffnet, sie besiegelt die Streckung, der Körperkontakt wird vermieden. Das Arm-Emporstrecken als gestisches Detail des Grusses

bringt eine Haltung hervor, die mit zwei verschiedenen, durchaus widersprüchlichen Lesarten verträglich ist. So erinnert die geöffnete flache Hand mit gestreckten Fingern an die Waffenlosigkeit und insofern an die Sinnstruktur demonstrativer Friedfertigkeit, die eine der Bedeutungsschichten des reziproken Grüssens bildet. Dem entspricht, dass ausdrücklich nur dem rechten Arm zugestanden wird, den Gruss gestisch zu beglaubigen. In den Erlassen zum «deutschen Gruss» heisst es durchgängig, dass im Falle der körperlichen Behinderung auch mit dem linken Arm gegrüsst werden könne – während seines schon erwähnten Deutschlandbesuchs hält Samuel Beckett in einer Notiz vom 11.10.1936 zum Besuch eines Morgenkonzerts einer SS-Kapelle im Ufa-Palast Hamburg ausdrücklich seinen ironisch gemeinten Kommentar fest: «I stretched the wrong arm to Horst Wessel & Haydn»¹⁷ – der rechte Arm, das geht auf eine lange Tradition der asymmetrischen Wertzuschreibung von rechts und links zurück, repräsentiert Authentizität und Glaubwürdigkeit. Andererseits enthält der in Augenhöhe entgegengestreckte Arm die Wendung vom Anderen weg. Demnach wird die Fremdheit, die mit der Operation des Grüssens normalerweise aufgelöst bzw. überbrückt wird, im Moment der Annäherung bekräftigt, so als begegneten die Grüssenden sich in einem Phantom von Aktualität und an einem Ort abstrakter Koexistenz.

¹⁷ Siehe Beckett, 2003, S. 15

Aber mit der Hand und dem gestreckten Arm haben wir die Gestalt des Hitlergrusses noch nicht vollständig bestimmt. Liefert die Haltung einen weiteren Schlüssel zur Entzifferung? Dominantes Merkmal der körperlichen Geste ist zweifellos die Anspannung, die Streckung, die von einer Haltung der Konzentration und Sammlung kündet. Dies rückt den Hitlergruss in die Nähe des militärischen Grusses. Der Gruss des Militärs ist gekennzeichnet von der forcierten Sammlung, auf die alle gestischen Elemente bezogen sind. Höchste Aufmerksamkeit, der Ausschluss konkurrierender Handlungsdispositionen, die den Funktionsbezug einer von Über- und Unterordnung und überschaubaren Handlungsabläufen gekennzeichneten Begegnung irritieren könnten, sind charakteristisch. Im militärischen Grüßen ist das Ausrichten des Körpers in die Bekräftigung der Statushierarchie eingebunden. Man demonstriert eine die Effizienz sichernde und im Hinblick auf dieses Ziel in eine eindeutige Befehlsstruktur eingelagerte Aktionsbereitschaft, die alternative Handlungsabsichten zurückstellt bzw. sie darin verschwinden lässt. Das militärische Grüßen ist auf die institutionalisierte Bereitschaft der ganzen Person bezogen, die bedingt ist durch die Krisensituation eines bevorstehenden bzw. gedachten Einsatzes, der letztlich die Möglichkeit des Todes impliziert. Daher die Ausschliesslichkeit und körperliche Anspannung. Dass die Differenz zwischen dem ganzen Menschen und der Rolle des Soldaten schwindet, ist schon am Tragen der Uniform, zu der auch wesentlich die Kopfbedeckung gehört ablesbar. Die kör-

perlichen Bewegungen, das Grüßen eingeschlossen, haben sich einem eindeutigen Ziel zu unterwerfen und müssen deshalb gleichförmig sein.

Vor diesem Hintergrund eines eigenlogischen Bereichs militärischen Handelns erscheint im Übrigen plausibel, dass die deutsche Wehrmacht trotz und auch nach ihrer Vereidigung auf Hitler in dessen Doppelfunktion von Reichskanzler und Reichspräsident (nach dem Tode Hindenburgs am 2. August 1934) ihre eigenen Grussrituale bis 1944 gepflegt und erkannt hatte, dass die Einführung des «Hitlergrusses» zwei unvereinbare Ansprüche auf einschränkungslose Einsatzbereitschaft heraufbeschwörte – wir kommen darauf zurück.

Wird nun, wie beim Hitlergruss, die Haltung alternativenloser Einsatzbereitschaft auf eine zivile und offene Grussituation übertragen, dann bedeutet dies, dass auch die zivile Existenz unter den Geltungsbereich asymmetrischer Befehlshierarchien eingerückt wird und die Mitglieder der zivilen Gemeinschaft als Befehlende oder Befehlsempfänger qualifiziert werden – die demnach auch die zivile Begegnung als mögliche Bedrohung wahrnehmen sollen. Mit dem Anklang ans Soldatische assoziiert man den Gruss im Übrigen als ausdrücklich männlich, und es gehört zu den bemerkenswerten Vorgängen der Grussakzeptanz, dass die militärische Haltung den Frauen gleichermaßen zugemutet und von diesen auch übernommen wurde. Die Ambivalenz im Gestischen scheint noch in der volkskundlichen Deutung durch, die im *Handbuch der deutschen Volkskunde*

verbreitet wurde: «Der Gruss spiegelt das Volkhafte, die Gebärde das rassistische Wesen einer Nation wider. Solange Gruss und Gebärde sich mit ihrer völkischen Eigenart dem gleichmachenden Europäertum gegenüber behaupten, solange steht es in staatlicher und kultureller Hinsicht wohl um das betreffende Volk. Unser Vaterland kann in dieser Hinsicht ruhig in die Zukunft sehen: als Herold schreitet seinem Wiederaufstieg voran der deutsche Gruss mit friedvoller, jedoch die Selbstverteidigung nicht preisgebender Gebärde.»¹⁸

Ein Gespür für die groteske Gestalt, in der die Sinnelemente im konkreten Grussakt erscheinen, zeigt die amerikanische Botschaftertochter Martha Dodd in ihrer Beschreibung des Grussrituals, das der spätere Aussenminister Ribbentrop vollführte: «Ribbentrop begegnete ich zum erstenmal bei einem Lunch, den wir in der Botschaft gaben. Er war gross, schlank, blond und in gewisser Weise attraktiv. Ribbentrop hob sich von allen anderen Gästen dadurch ab, dass er in Nazi-Uniform erschien. Zu Veranstaltungen der Botschaft kamen die Nazis meist in Zivil, ausser bei hochhoffiziellen Anlässen. Ribbentrops Art, einem die Hand zu schütteln, bestand in einem ausgeklügelten Zeremoniell. Er streckte die Hand aus und trat dann etwas zurück, so dass er die Hand des Anderen auf Armeslänge

¹⁸ So die Formulierung von E. Grohne aus dem *Handbuch der deutschen Volkskunde*, ähnliche Eintragungen findet man im damaligen *Grossen Brockhaus*.

von sich weghielt, dann liess er seinen steif ausgestreckten Arm sinken, um ihn sogleich blitzschnell zum Hitlergruss zu heben, wobei er die Nase seines Gegenübers knapp verfehlte. Währenddessen starrte er einem so konzentriert in die Augen, dass man sich unwillkürlich fragte, welche neue Hypnosetechnik er wohl gerade ausprobierte. Dies ganze Ritual vollzog sich mit so selbstbewusster Würde, in so tiefem Schweigen, dass die Anwesenden kaum zu flüstern wagten, während Ribbentrop auf seine exhibitionistische Art die Gäste begrüßte. Mir persönlich erschien diese Prozedur dermassen lächerlich, dass ich nur mit Mühe die Fassung bewahrte. Da ich jedoch unbedingt ganz genau zusehen wollte, wie er seine ‚Nummer‘ absolvierte, näherte ich mich ihm, trat einen Schritt zurück und beobachtete ihn schweigend. Dabei fixierte ich irgendeinen fernen Punkt hinter ihm, um nicht in Gelächter auszubrechen, und glaubte, seine stummen Regieanweisungen fast zu spüren! Dieses Zeremoniell absolvierte er auch beim kleinsten Empfang. Das Pompöse, die unerträgliche Umständlichkeit, das affektierte Gehabe zogen natürlich die Aufmerksamkeit aller auf sich – was zweifellos in seiner Absicht lag.»¹⁹

Die überzeichnete Beschreibung illustriert die im Hitlergruss vereinten Sinnbezüge in ihrer Unverträglichkeit genau: die Demonstration einer Handlungsbereitschaft ist einer alltäglichen, gerade nichtmilitärischen Begrüssungssituation unangemessen, und die Semantik des Unversehrtheitswunsches ist auf eine

¹⁹ Aus Dodd, M., 2005, S. 270

weltliche Person bezogen, der die Kraft einer sittlichen Kontrolle menschlicher Interaktion zugeschrieben wird.

Der Schwur im Gruss

Wird jedoch im Gruss die Erinnerung an eine durch Hitler symbolisierte gemeinsame Aufgabe kommuniziert, sinnt man sich wechselseitig die Verpflichtung zu einer Mitgliedschaft in der mit Hitler assoziierten Gemeinschaft an, und ist fernerhin dieses Ansinnen nicht etwa auf einen militärischen Rahmen beschränkt, sondern gerade auf den zivilen Raum öffentlicher Begegnung verallgemeinert, so drängt sich der Schwur als diejenige Sinnstruktur auf, die die genannten Bedeutungsstränge bündelt. Der Hitlergruss ist von daher alles andere als ein Gruss – das wird er allenfalls durch den situativen Rahmen des Grüssens –, vielmehr reproduziert er die alltägliche Inszenierung eines wechselseitigen Appells, bereit zu sein für den Einsatz in einer bevorstehenden Ernstsituation des Kampfes. Ein Schwur verpflichtet auf eine bedingungslose Treue, darauf, die Beziehung angesichts einer prinzipiell möglichen, durch moralische Schwäche oder Unaufmerksamkeit entstehenden Trübung ihrer Verbindlichkeit enttäuschungssicher zu machen. Schwörend rückt man eingegangene Verpflichtungen in eine sakrale Sphäre, das erübrigt die Anstrengung, bekundete Handlungsabsichten situationsabhängig auf ihre jeweilige Angemessenheit zu überprüfen und gegebenenfalls zu erneuern.

Nur löst unsere Deutung folgenden Einwand aus: Ist nicht

der Schwur ein einmaliger Akt demonstrierter Verlässlichkeit und deshalb mit seiner Wiederholung unverträglich? Schon die Rahmung der Begegnung durch die identische Grussformel «Heil Hitler» zu Beginn und gegen Ende kollidiert, so wäre entgegenzuhalten, mit der Sinnstruktur des Schwures. Ein Schwur, der wiederholt wird, unterstellt die Unwirksamkeit dessen, was er voraussetzt – die Dauer der Bindung. Er tilgt die Vergangenheit als erinnerbaren Bezug des Handelns, so als habe es im Vorher einen Schwur nicht gegeben oder als sei eine vorherige Absicht um ihre Verbindlichkeit gebracht und müsse erneuert werden. Diesem Gedanken folgend, erscheint der Gruss geradezu als eine Bekundung ausserhalb der Zeitlichkeit, als eine kontinuierliche Selbstverpflichtung, die ihrem eigenen Zerfall vorbeugt, eine eigene Historizität nicht kennt, in einen leeren historischen Raum gesprochen wird und darin verhallt. Der Gruss als Schwur, der beständig erneuert wird, leugnet sein eigenes Versprechen und begibt sich kehrseitig dazu der Möglichkeit, das im Schwur gerahmte bzw. angekündigte Handeln zurechnen zu lassen.

Vor dem Hintergrund dieser grussimmanenten Widersprüche wundert es nicht, dass sich in privaten Begegnungen parallel zum Hitlergruss das «normale» Grüßen beinahe regelmässig Bahn bricht bzw. nachträglich zur Geltung bringt. Bis auf die Grussbezeugungen in zeremoniellem Rahmen folgt dem Hitlergruss in der Regel der Handschlag oder eine das Grüßen in die gewohnten Praktiken zurückführende Prozedur. Aber auch die

meisten Persiflagen, die der Gruss in der Karikatur oder im politischen Witz erfährt, bringen mehr als eine politische Kritik am Regime zum Ausdruck, sie bilden Brücken zur Normalität und versuchen in der Zuspitzung das Unverträgliche der Grusskomponenten deutlich zu machen. So etwa die im Saarland und, wie Tomi Ungerer sich erinnert, auch im Elsass geläufige Verschleifung von «Heil Hitler» in «Ein Liter» bzw. «Drei Liter»²⁰, oder der Kommentar des Komikers Karl Valentin: «Du hast ja aa damals an Blödsinn daher gredt, wiast gsagt hast, da Hitler hat a Glück ghabt, dass er net Adolf Kräuter ghoassn hat, sonst hättn ma schrei müssn ‚Heilkräuter!‘»²¹

Dafür, dass der Gruss unter der Hand den Charakter eines Schwures auf Zugehörigkeit angenommen hat, liefert folgender Erlass des Hessischen Staatsministers Jung an alle unterstellten Behörden vom 4. Dezember 1933 eine weitere Evidenz. Während den Angestellten und Beamten zunächst freigestellt wird, «während der Grussbezeugung die Worte ‚Heil Hitler‘ oder ‚Heil‘ oder gar nichts zu sagen», heisst es weiter, und das ist entscheidend: «Andere Worte sind aber gleichzeitig mit dem deutschen Gruss nicht zu sagen. Wer den deutschen Gruss mit dem rechten Arm wegen körperlicher Behinderung nicht ausführen kann, grüsst möglichst durch Erheben des linken Armes.» Dass andere rhetorische Floskeln tabuisiert sind, die Einheit von Semantik und körperlicher Geste vorgeschrieben ist

²⁰ Ungerer, T., 2000, S. 92.

²¹ Siehe Valentin, B., 1982, S. 150 f.

und die Haltung durch eine vokale Geste nicht verunreinigt werden soll, fügt sich stimmig der hier vorgeschlagenen Lesart eines Schwurs.²² Auch das in vielen Bilddokumenten dokumentierte Abwinken des Hitlergrusses durch Hitler selbst stützt unsere Deutung. Nur ihm, als charismatischem Herrschaftsträger, war es vorbehalten, mit angewinkeltem Arm und kurz andeutend den Bann zu lösen, die Sequenz des Grusses von ihrer Starre zu befreien, die bekundete Treue als hinreichend authentische Bereitschaft zu bestätigen und daraufhin die der Eröffnung folgende Handlung zu initiieren.

Schliesslich ist das im Jahre 1937 ergangene Grussverbot für Juden ein noch deutlicherer Beweis für die implizite Sakralität und zugleich soziale Exklusivität der Geste. In seinem magischen Potential galt der Gruss als verletzbar, so dass er einzig den durch den messianischen Bann privilegierten Mitgliedern der Volksgemeinschaft vorbehalten bleiben musste.

Der Schwur auf Hitler folgt dem Ziel, traditionellen Konventionen des Grüssens auszuweichen. Bedenkt man den Umstand, dass sich die Person mit dem Gruss im Moment ihres «öffentlichen Auftritts» objektiv als ein soziales Selbst in einer erkennbaren Zugehörigkeit artikuliert, so erscheint die mit dem Hitlergruss eröffnete Begegnung, gemessen am erreichten sozia-

²² «Vor dem deutschen Gruss gibt es keine andere Art der Begrüssung», so lautet ein Ausschnitt aus der Schulordnung der Kolmarer Oberschule, in der Tomi Ungerer Schüler war.

len Differenzierungsniveau der Gesellschaft, gemessen auch an den bisherigen milieuspezifischen Moderationen einer Begegnung im öffentlichen Raum, als ein Akt der Demontage des Selbstes. Die Akteure nähern sich nicht, sondern distanzieren sich in dem Moment ihrer Begegnung voneinander und geraten unter die Wirkung einer selbst erzeugten magischen Bannkraft, die sie als Fremde an einem Ort der Erhabenheit zusammenführt. Grüssend bleibt man sich fremd, es entsteht das Erlebnis einer paradoxalen einsamen Kohäsion. Das Fremde, in das man sich wechselseitig verweist, kann ebensowenig angeeignet werden wie die Figur Hitler, unter deren Namen man sich begegnet. Der Charismaträger erhält auf diese Weise eine Sinnpräsenz in der Alltagswelt, wird zur zentralen Bezugsfolie für den Austausch schlechthin, aber in einer nur gedachten Idealität der Erreichbarkeit, unendlich entrückt. Das Grüssen schrumpft auf die Trias von Aufruf, Verkündung und Bekenntnis zusammen und verkörpert darin den Kern jedweder nationalsozialistischen Propaganda, die bestrebt war, die Person Adolf Hitlers allgegenwärtig werden zu lassen. Die Faszination entsteht hingegen, weil es eine Gegenwärtigkeit in der Fremdheit bleibt, und da das Fremde nicht überwunden ist, muss es immer wieder neu gesucht werden – der Gruss folgt dem beständigen Bemühen, sich das Fremde der Figur anzueignen. Wolfgang Neuber erinnert sich an den politischen Unterricht der 9. Klasse seiner Volksschule in Berlin: «Ich selbst kannte die erwarteten Antworten schon deshalb, weil ein Onkel von

mir einmal deswegen hereingefallen war. Auch ihn hatte man gefragt: ‚Wann ist der Führer geboren?‘ und ‚Was kommt nach dem Dritten Reich?‘ Mein Onkel hatte sich hinreissen lassen zu antworten: ‚Das Vierte! Daraufhin der Prüfer: ‚Hören Sie mal, das Dritte Reich besteht ewig!! – und wo wohnt der Führer?‘ – ‚In der Reichskanzlei – ‚Falsch!‘ – ‚Dann eben in Berchtesgaden!‘ – ‚Nein, auch nicht! Der Führer wohnt im Herzen eines jeden Deutschen!‘ Weil ich diese Fragen kannte, hatte ich mit dem politischen Unterricht keine Schwierigkeiten.›²³ Auch die gemeinschaftliche Besinnung der Schulkinder in der Schule ist von diesem ausschliesslichen Bezug auf die Erwartungen an den Charismaträger erfasst: «Äuglein schliessen, Köpfe senken und an Adolf Hitler denken.»

Während zuvor im Horizont religiöser Weltinterpretation Gott als die sinnstiftende Instanz angerufen wurde, wird diese in dem nun gebräuchlichen gebetsähnlichen Ausdruck durch Hitler substituiert.

Nimmt man die verschiedenen Sinnverweisungen, die den Gruss als eine Summe von Unverträglichkeiten erscheinen lassen, zusammen, so erweist er sich als ein zwischen dem Militärischen und dem Beschwören einer Einzigartigkeit gebrochenes Ritual, als eine gesteigerte Form der Selbstbindung.

²³ Aus: «Schon damals fingen viele an zu schweigen...», Quellensammlung zur Geschichte Charlottenburgs von 1933-1945

Selbst wenn man berücksichtigt, dass es nicht möglich war, in der Anwendung des Grusses die pragmatische Funktion des Grüssens ausser Kraft zu setzen, so ähnelt die Praxis der Eröffnung dem sogenannten sympathetischen Ritus, wie ihn der Ethnologe Marcel Mauss für segmentäre, vormoderne Gesellschaften untersucht hat. Sind die Kontakthäufigkeiten eingeschränkt und einzelne Einheiten in einer hohen Masse voneinander isoliert, aber dennoch aufeinander angewiesen, so erfolgt die Begegnung in einer Prozedur, die die eröffnete Beziehung in eine Gemeinsamkeit verwandelt, die auf anderem Wege nicht erreicht werden kann.

Der Hitlergruss verkörpert in seiner Sinnstruktur zentrale Elemente der nationalsozialistischen Interaktionsordnung:

a) er kombiniert die Militarisierung der Selbstdarstellung und die Überformung des Selbstentwurfs durch die Ordnung der Hierarchie b) mit einer Erlösungserwartung und c) der Idee einer allgemeinen sittlichen Erneuerung. In der historischen Tradition des Grüssens präsentiert er in seiner stilisierten Altertümlichkeit das radikal Moderne der nationalsozialistischen Ordnung. Was der Nationalsozialismus in seinen Massenveranstaltungen an magischer Illusion zu erzeugen wusste, ist der Hitlergruss für die interaktive Ordnung. Als eine auf Dauer gestellte, veralltäglichte Ausseralltäglichkeit überzieht er die menschliche Begegnung mit einer Verkennung, aber so wird der Glaube an die Sendungskraft des Führers und die Verpflichtung ihm gegenüber in das Verhältnis zum Gegrüssten überführt.

Derart in den alltäglichen Vollzug einer im Prinzip routinisierten Praxis eingeschleust wie eine Art gesprochener Ausweis, besteht die Chance, die WirklichkeitsWahrnehmung so zu bestimmen, dass die Artikulation eines Zweifels daran unwahrscheinlich wird. Somit sorgt der Gruss als Rahmung für eine gleichsam mechanische Zweifelsfreiheit und Indifferenz gegenüber moralischen Implikationen vollzogener Praxis.

5. Die Herkunft des Hitlergrusses und die Entstehung der Sphäre des Misstrauens

Die autobiografischen Aufzeichnungen aus der nationalsozialistischen Zeit legen es nahe, dass die Bereitschaft, sich des verordneten Grusses zu bedienen, einer allgemeinen Systemzustimmung entsprach und aus dem Wunsch resultierte, der Krise des nationalen Selbstgefühls, die nach der Niederlage des Deutschen Reiches im Ersten Weltkrieg und den Versailler Verträgen entstanden war, ein Ende zu bereiten. Zweifellos trägt diese milieuübergreifende Erwartung einer Korrektur nationaler Demütigungen, die der Charismaträger Hitler herbeiführen soll, dazu bei, die bisher eingeübten Regeln des Grüssens hinwegzuspülen. Werfen wir zunächst einen kurzen Blick auf den Kontext der Entstehung des Grusses und auf das Milieu, dem er als Bekenntnis diente: eine um Adolf Hitler gruppierte, bandenartige Gemeinschaft, die sich ihrer durch völkische, natio-

nale und sozialistische Ziele nur diffus ideell überbrückten Gemeinsamkeit durch inszenierte und rituell bekräftigte Zeichen versichert. Der Bewegungscharakter reflektiert eine Organisationsschwäche, die in Aufmärschen und in der uniformierten Selbstdarstellung auf der Strasse ausgeglichen wird. In diesem Zusammenhang fungiert der Gruss als Verpflichtung nach innen und demonstrative Geste nach aussen. Zudem festigt er die Anerkennung eines gegen Konkurrenten Hitlers erfolgreich durchgesetzten Führungsanspruchs. Dessen zweifelsfreie Geltung muss wiederholt herausgestellt werden, wobei das erfolgreiche Durchsetzen des Anspruchs von den Mitgliedern der Bewegung als Beweis von Hitlers aussergewöhnlicher Begabung und Geniehaftigkeit gedeutet wird. Ein charismatischer Bewährungsanspruch ist bedroht, wenn die Kriterien der Bewährung entgleiten, deshalb ist er systematisch der Auslegung und Interpretation entzogen. Nicht durch Einverständnis oder Einsicht, sondern durch Fügsamkeit wird er durchgesetzt. Dennoch und gerade deshalb war die Akzeptanz des Grusses nicht unstrittig. Er ähnelt schliesslich seinem historischen Vorbild, dem von Mussolini in Italien eingeführten Faschistengruss, wengleich für Hitlers Entwicklung die im Wien der Jahrhundertwende kultisch als Führer verehrte Leitfigur der sogenannten Alldeutschen, Georg Schönerer, bestimmend wurde.²⁴ Mussolinis «sa-

²⁴ Wie Hamann in ihrer Studie zu Hitlers Wien eindrucksvoll nachweist, München 1998, S. 337 f.

lute romano» schreibt das Strecken des rechten Arms als einen gezielt antibürgerlichen Gruss vor und sucht darin den pointierten gestischen Anschluss an das Römische Reich, um so den transhistorischen imperialen Herrschaftsanspruch zu unterstreichen.²⁵ Der Hitlergruss wurde in seiner behaupteten Legitimität als genuin germanische Grusspraxis wiederholt angezweifelt – er galt den Parteimitgliedern als undeutscher «Faschistengruss» –, was zu Versuchen führte, ihn im Nachhinein zu traditionalisieren: Rudolf Hess sieht sich beispielsweise in einem Beitrag für die Monatsbeilage des *Völkischen Beobachter*, des Parteiorgans der NSDAP, vom Juni 1928 unter der Überschrift «Der ‚Faschisten‘-Gruss» zu folgender Auslassung genötigt:

«Die Einführung des Grusses durch Aufheben des gestreckten Armes bei der NSDAP vor etwa zwei Jahren erregt heute noch hie und da die Gemüter. Die Gegner knüpfen ihre Verdächtigungen daran (...) Der Gruss sei undeutsch, stelle eine Nachäffung der Faschisten dar, die Gegner machten sich lustig, man hätte den militärischen Gruss durch Hand an die Mütze legen beibehalten sollen und anderes mehr. Wir wollen daher auf den Gruss und die Einwände gegen ihn näher eingehen. An sich ist das Hochrecken des Armes mit gestreckter Hand der natürlichste Gruss. Man beobachte doch Kinder und Erwachsene, die

²⁵ Siehe dazu die vorzügliche Studie von Falasca-Zamponi, *The Aesthetics of Power in Mussolini's Italy*, 1997

z.B. Vorüberfahrende schnell grüssen: die reflexartige Bewegung ist der oben bezeichnete Gruss (...) Längst bevor wir vom Faschismus und seiner Grussart etwas wussten, im Jahre 1921 etwa, wurden in unseren Reihen die Führer durch Heben des rechten Armes begrüsst – aus der oben erwähnten natürlichen Grussbewegung heraus. Selbst aber wenn man den vor zwei Jahren erlassenen Grussbefehl als offizielle Übernahme des faschistischen Grusses ansehen will – wäre diese wirklich so schlimm?! Der Bolschewismus hat seine Symbole über den gesamten Erdball verbreitet; Symbole und geheime Erkennungszeichen der Freimaurerei haben ihre Geltung in allen Erdteilen und bei Angehörigen aller Rassen. Nun denn: die nationenweise zusammengeschlossenen Kämpfer des Nationalismus dokumentieren die bis zu einem gewissen Grade vorhandene Gemeinsamkeit und innere Verbundenheit des Kampfes gegen die gemeinsamen internationalen Feinde durch die Gemeinsamkeit des Grusses.» Zwei Dinge zeigen sich deutlich: Die geballte Faust als gestisch beglaubigtes Zeichen ungeduldiger und zorniger Kampfschlossenheit der sozialistischen Internationale bildet den Hintergrund, von dem man sich eigenständig abgrenzen will. Zugleich erscheint die Idee einer Einsatzbereitschaft gegenüber dem Gegner als höherrangig gegenüber nationalen Partikularismen.



Der deutsche Gruss und der salute romano in dynamischer Konkurrenz – Hitler trifft Mussolini

Die aufscheinende Konkurrenz zum italienischen Faschismus findet ihre Parallele in Versuchen der italienischen Faschisten, den deutschen Anspruch zu bestreiten – in stolzer Genugtuung darüber, an den wahren Ursprungsmythos, nämlich das imperiale Rom, authentisch anschliessen zu können. Den «salute romano», der zwar auch ein Alltagsgruss wird, der sich allerdings auf die gestische Vorgabe beschränkt und insofern sprachlich offenbleibt, ergänzte Mussolini noch durch den «passo romano», eine Schrittfolge aus der faschistischen Bewegung, die ab Februar 1938 für Militärparaden obligatorisch wurde: «Wir wollen eine nationale Disziplin einführen, weil wir überzeugt

sind, dass ohne diese Disziplin Italien nicht die mediterrane und Weltnation werden wird, von der wir träumen. Und diejenigen, die uns vorwerfen, wir würden wie die Deutschen marschieren, sollten merken, dass nicht etwa wir diejenigen sind, die von ihnen etwas übernehmen, vielmehr sind es die Deutschen, die von den Römern kopiert haben und kopieren. So sind wir diejenigen, die zu unseren Ursprüngen zurückkehren, zu unserem Römischen, Lateinischen und Mediterranen Stil.»²⁶ Ohne dies hier weiter verfolgen zu können, liegt das Besondere der italienischen Grussordnung darin, dass sie ständisch orientiert ist und in ihrer sprachlichen Füllung offener bleibt, wohingegen die deutsche Version völkisch ausgerichtet und semantisch wie gestisch aufeinander bezogen ist.

In Deutschland reissen nach der allgemeinen Einführung des Grusses im Jahr 1933 die Versuche der wissenschaftlichen Volkskunde nicht ab, das «authentisch Germanische» daran herauszustellen, worauf folgende Verballhornung anspielt, die Schülern zugeschrieben wird: «Es lagen die alten Germanen zu beiden Seiten des Rheins/ Sie lagen auf Bärenhäuten und tranken immer noch eins/ Da trat in ihre Mitte ein Römer mit deutschem Gruss/,Heil Hitler! Ihr alten Germanen/ ich bin der Tacitus'». Dass «die Kinder, die kleinen und die grossen, nicht mehr sagen ,Guten Morgen, Muten, ,Gute Nacht, Vaten, sondern nur ,Heil Hitler!'», wie eine Frau aus dem Hamburger Bür-

²⁶ Mussolini, Benito, *Scritti e discorsi di Benito Mussolini*, 12 Bde. Mailand: Hoepli, 1934-1939, Bd. 2,163

gertum ihrem Tagebuch im Januar 1933 anvertraut, ist eine enthusiastische Beschreibung und greift den Eindruck auf, dem zufolge der Zustimmung ein Nord-Süd-Gefälle unterlag, entlang der historisch tradierten konfessionellen Unterschiede.²⁷ München hat sich in der Wahrnehmung eines Teils seiner Bevölkerung in ironischer Anspielung auf den nationalsozialistischen Kult um die in München liegenden Stationen der Parteivorgeschichte als die «Hauptstadt der Grüss-Gott-Bewegung» verstanden. Noch heute verweisen seine Bewohner auf die Viscardigasse, das «Drückebergergässchen», eine Strasse, die diejenigen seinerzeit bevorzugten, die den obligatorischen Hitlergruss beim Passieren der Feldherrnhalle umgehen wollten. Die Geheimdienstberichte deuten darauf hin, dass spätestens mit Beginn des Krieges die Konformität zum Hitlergruss nachlässt und allmählich abnimmt. Gut dokumentiert ist die Tatsache, dass die Einhaltung des Grusses *rigoros* durchgesetzt wurde. Ingeborg Schneider-Lütschow erinnert sich: «Es muss ungefähr 34 oder 35 gewesen sein. Mein Vater ging in Charlottenburg irgend etwas besorgen, und zwar in der Gegend um die Berliner Strasse, heute Otto-Suhr-Allee, nahe der Wilmersdorfer Strasse. Als er neben anderen Leuten am Bordstein stand,

²⁷ «Schleswig-Holstein-Land ist durch und durch nationalsozialistisch. Fr. fiel es auf der Fahrt nach Neumünster wieder auf. Beim Ein- und Aussteigen nur ‚Heil Hitler‘.» (Jochmann 1963, S. 418 f.). Vgl. auch die Untersuchungen von Broszat, M., und Fröhlich E., *Alltag und Widerstand. Bayern im Nationalsozialismus*, 1987.

um die Strasse zu überqueren, marschierte mal wieder ein Trupp Hitlerjugend auf. Es waren Fünfzehn- bis Siebzehnjährige, der Fahnenträger voran. Ehe mein Vater sich versah, hatte er plötzlich die kräftige Jungenhand eines etwa Siebzehnjährigen im Gesicht. Der hatte ihn und auch die umstehenden Männer und Frauen geohrfeigt, weil, wie er sagte, ‚diese Schweine‘ die Fahne nicht rechtzeitig gegrüsst hätten.»²⁸

Welch groteske Formen der Umgang mit der Grusspflicht annehmen konnte, geht aus einem Rundschreiben der Ministerialabteilung IA (Polizei) des Hessischen Staatsministeriums in Darmstadt vom 23. Juli 1934 an alle Kreis- und Polizeiamter hervor, in dem es heisst: «Es wird uns berichtet, dass von fahrenden Schaustellern dressierte Affen darauf abgerichtet sind, nach Beendigung der Schau auf einen entsprechenden Befehl den deutschen Gruss nachzuahmen. Derartige Vorführungen sind geeignet, den deutschen Gruss verächtlich zu machen und damit in der Öffentlichkeit Anstoss zu erregen. Wir beauftragen Sie deshalb, in Zukunft auf Jahrmärkten und bei sonstigen Gelegenheiten die fahrenden Schausteller eingehend in dieser Richtung unauffällig zu kontrollieren und bei festgestellten Verstössen die Abschlachtung der betreffenden Tiere zu veranlassen.» Die Affen haben sich dressieren lassen, ob die Schausteller damit einen heimlichen Widerstand gegen die

²⁸ aus: *Schon damals fingen viele an zu Schweigen*. Quellensammlung zur Geschichte Charlottenburgs von 1933-1945

staatlich kontrollierte Dressur oder umgekehrt ihre Zustimmung zur neuen Ordnung unterstreichen wollten, wird sich nie in Erfahrung bringen lassen, aber die sprachliche Subversion des Grüssens zu einem sakralisierten Schwur hat offenbar die Deutung ermöglicht, die Tiere hätten einen Frevel begangen, sich gegen eine Sakralität versündigt, die nur durch das Schlachten geahndet werden könne.²⁹

²⁹ Entscheidend war, dass niemand kalkulieren konnte, ob eine lässige Handhabung des Grusses oder gar ein Verzicht auf den Gruss Folgen haben würde oder nicht. Diese Ungewissheit hat ausgereicht, Konformität auszulösen. Natürlich kam es vor, dass man unbehelligt blieb, so wie der Schausteller Traubert Petter, Jahrgang 1907, der vorgewarnt wurde und dessen Affen die angeordnete Abschachtung überlebten. Traubert Petter, der mit seinen Schimpansen durch die Provinz zog und auf den Jahrmärkten mit kräftiger Stimme für die Sensation seiner Schaubude warb, wird im Jahre 1940 zum Wehrdienst eingezogen und nach Russland geschickt, was seinen Betrieb an den Rand des Ruins bringt, nachdem die Affen aus Kummer die Mitarbeit verweigerten. Die Kälte Russlands setzt jedoch Petters berufsbedingt strapazierten Stimmbändern derart zu, dass er nach kurzer Zeit versetzt wird – die Ärzte seiner Kompanie diagnostizieren ein sogenanntes «Führerleiden», eine in der ärztlichen Profession übliche Anspielung auf die notorische Heiserkeit Hitlers. Die Geschichte mit den salutierenden Schimpansen, in der das fahrende Volk, das wegen seiner Ortsungebundenheit als «Zigeuner» besonders argwöhnisch bewacht wurde, die gestische Dressur einer Bevölkerung persifliert, endet in einer grotesken Spiegelung: während das Schreien die millionenfache Auslöschung von Menschenleben einleitet, rettet es im Fall des Schaustellers Petters dessen Existenz.



«Geeignet, den deutschen Gruss verächtlich zu machen» – der Schaussteller Traubert Petter mit seinem Schimpansen Moritz

Das im Jahre 1934 verabschiedete sogenannte «Heimtückege-
setz» in Verbindung mit dem Einsetzen von Sondergerichten
bildete den institutionellen Hintergrund für die strafrechtliche
Verfolgung von Grussverletzungen.³⁰ Aber auch schon 1933
wurden Menschen, die den Gruss verweigerten, inhaftiert und
in Konzentrationslager gesperrt. Dazu zählt zum Beispiel der
evangelisch-lutherische Landpfarrer Paul Schneider, Jahrgang
1897, aus dem Hunsrück, als «unbeugsamer Prediger von Bu-
chenwald» bekannt, der aufgrund seiner hartnäckigen Verwei-
gerung des Grusses zu Beginn des Konfirmandenunterrichts

³⁰ Es handelt sich um das «Gesetz gegen heimtückische Angriffe auf Staat und Partei
und zum Schutz der Parteiuniformen» vom 20.12.1934, Reichsgesetzblatt 1, 1934,
1269

sowie seiner Artikel im Schaukasten der Kirchengemeinde gegen die Rassepolitik des Regimes und seiner zum Widerstand aufrufenden Predigt «Nun bist du gefordert zum Bekenntnis, zum Zeugnis, liebe evangelische Kirche, lieber evangelischer Christ. Nun sei kein stummer Hund!» in einem Bunker festgehalten wurde. Nachdem er sich am 20. April zu Hitlers Geburtstag geweigert hatte, die Hakenkreuzflagge zu grüssen, wurde er gequält, gefoltert und schliesslich im Juli 1939 vergiftet.³¹ Victor Klemperer vertraut seinen Tagebüchern ein Gespräch mit Martin Bollert an, dem 1937 zurückgetretenen Direktor der Sächsischen Landesbibliothek Dresden. Dieser berichtet von Versuchen, dem Konformitätsdruck nachzugeben und dabei dennoch den internalisierten Vorstellungen moralischer Angemessenheit treu zu bleiben: «Sie glauben nicht, wie wenig Nationalsozialisten es gibt. Es kommen so viele Menschen zu mir. Zuerst weit ausgestreckter Arm, Hitlergruss. Dann tasten sie sich im Gespräch heran. Dann, wenn sie sicher geworden sind, fällt die Maske. Ich selber muss den Arm ausstrecken. Ich sage ‚Heil‘ – aber ‚Heil Hitler‘ geht mir nicht über die Lippen. Ich war eben in Süddeutschland. Da hört man sehr selten das ‚Heil Hitler‘? meist ‚Grüss Gott!‘.»³² Der spätere sozialdemokratische Abgeordnete Carlo Schmid erhielt als junger Privatdozent der Universität Tübingen im Jahre 1933 einen «Beförderungssperrenmerk», nachdem er mehrfach dabei beobachtet worden

³¹ Vgl. dazu die Studie von Foster, 1995.

³² Klemperer, V., 1995, S. 114

war, wie er auf der Strasse den verordneten Gruss mit dem Heben seines Hutes beantwortet hatte. Als weiteres Beispiel sprachlicher oder gestischer Subversion sei der Berliner Kabarettist Werner Finck zitiert, der Auftrittsverbot erhielt, nachdem seine auf der Bühne dargebotene Grussversion «„Heil’...wie heisst der noch gleich?», bekannt geworden war, die die allgemein unterstellte Grussbereitschaft ironisch bricht. Johannes Rau erzählt die Geschichte des Wuppertaler Pfarrers Karl Immer, Synodalvorsitzender der evangelischen Kirche Rheinlands, der jedesmal, wenn ihn jemand mit «Heil Hitler» angesprochen hatte, in feierlichem Tonfall entgegnete: «Immer» – womit er die bürgerliche Version einer Erwiderung des Grusses einhielt, indem er sich dem Grüssenden mit Namen vorstellte, dabei aber zugleich mit der Zweideutigkeit seines Namens spielte und damit in der Erwiderung eine Abweichung formulieren konnte. Bildungseinrichtungen führen den Gruss unmittelbar nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten ein. Schülern bietet sich eine Möglichkeit, an der Art, wie Lehrer grüssen, deren Grad an Regimezustimmung zu ermessen. Erhard Eppler etwa berichtet über seinen Lehrer Storz: «Wir wussten von jedem unserer Lehrer, wie er zur ‚Partei‘ stand. Dabei hielten wir uns nicht an das Parteiabzeichen. Oft liess sich vieles schon ablesen an der Art, wie sie den vorgeschriebenen Hitlergruss absolvierten. Bei Storz kam es sogar vor, dass er zwar eine Handbewegung vollführte, die man bei sehr gutem Willen



fnil fnil
ni nnil ū li fnil
o lann foln fniri o



Das «Heil» als Schreibvorlage –



heil heil heil
ei le U we ei le
ho le Mi mi
heil heil heil

ei

aus einer Fibel für Erstklässer

so deuten konnte, dann aber nach einigem Schweigen ‚Guten Morgen‘ sagte.»³³ Hermann Schwerbrock vom Laurentius-Gymnasium in Warendorf legt eine ganze Sammlung von Beispielen sprachlicher und gestischer Verrenkungen vor, mit denen Lehrer dem Konformitätsdilemma begegneten, indem z.B. der Arm in die Höhe gestreckt wurde die Augen aber schamhaft gesenkt blieben oder die Hand mit einem Stück Kreide zum Gruss gestreckt wurde, und die noch erhobene Hand die Tafel zu beschreiben begann. Andere erschienen mit dicken Bücherstapeln unter den Armen im Unterricht. In derartigen Kompromissbildungen spiegelt sich die innere Zerrissenheit zwischen dem Konformitätsdiktat, das die Institution verlangte, und den die Selbstachtung begründenden sittlichen Massstäben.

Was hingegen atmosphärisch in einer durch die erzwungene Regelverletzung veränderten Kultur der öffentlichen Kommunikation entsteht, davon legen wiederum die Tagebucheinträge von Victor Klemperer ein eindrückliches Zeugnis ab. Von «ängstlichem Stillschweigen, gegenseitigem Misstrauen, lastendem Zwang» ist die Rede (Aufzeichnung vom 13. Juni 1934). Ähnlich lauten die Beobachtungen des amerikanischen Schriftstellers Thomas Wolfe in dem Romanfragment *Es führt kein Weg zurück*. Wolfe verarbeitet die Erfahrungen eines Deutschlandbesuchs zur Zeit der Olympischen Spiele 1936 in

³³ Eppler, E., 1994, S. 62

Berlin in folgender Passage: «Else drehte sich um und musterte Heilig kalt und streng. Heilig gab ihren Blick ebenso unnachgiebig-feindselig zurück. Ein ungeheures gegenseitiges Misstrauen lag in diesen sich begegnenden Blicken. George hatte das schon oft beobachtet, wenn zwei Deutsche sich trafen, die einander entweder völlig fremd waren oder sich nicht sehr gut kannten. Sofort nahmen sie eine Abwehrhaltung an, als ob jeder dem anderen von vornherein misstraute und sich erst durch Bürgschaften und Sicherheiten vergewissern müsste, dass Freundlichkeit und Vertrauen am Platze wären. George hatte sich mit der Zeit daran gewöhnt: es war nicht anders zu erwarten. Trotzdem beunruhigte es ihn jedes Mal von neuem. Er selber konnte sich nicht damit abfinden und es als unumgängliche Notwendigkeit hinnehmen, wie viele Deutsche das anscheinend taten; weder zu Hause noch sonstwo in der Welt war ihm je etwas Ähnliches begegnet.»³⁴ In einem Brief an den befreundeten Philosophen Karl Löwith umschreibt der Soziologe René König das entstandene Lebensgefühl der Beklemmung (Brief aus Berlin im Juni 1937): «Die Gedrücktheit, die Unlust, die Resignation, alles ist so allgemein geworden, dass sie glauben ersticken zu müssen. Denn die allgemeine Erweichung, die sich durch den ständigen Zwang, Kompromisse zu suchen, zu einer allgemeinen Charaktereigenschaft ausgewachsen hat. Schliesslich werden auch da Kompromisse gesucht, wo sie gar nicht nötig wären, und es entsteht ein Zustand fauler Verlogenheit, der

³⁴ Wolfe, Th., 1981, S. 562. Ich verdanke den Hinweis Fritz Schütze.

auch die Besten ergreift, wenn sie nicht den Mut haben, sich zu isolieren. Man kann übrigens diesen Zustand nicht einmal moralisch beurteilen, denn zu einer richtigen Verlogenheit gehören auch positive Akte, davon ist aber in der Regel nichts zu spüren, es ist einfach ein allgemeines Sich-gehen-lassen, ein Sündigen aus dem Unterlassen des Guten.»³⁵

Kommunikationsräume, die durch mechanische Solidarität überbrückt werden, sind misstrauensanfällig, weil sie die Selbstdarstellungsmöglichkeiten der Person und damit individuelle Optionen für die person- oder situationsspezifische Ausgestaltung der Begegnung einschränken. Durch die Präsenz des Wehrhaften, den gleichzeitigen Sinnbezug zu Hitler als schützender Instanz, gerät der Gruss sowohl zur Distanzmanifestation als auch zur Distanzüberbrückung und bereitet paradoxerweise in der Bekenntniszumutung, die er enthält, der Selbstverleugung der Menschen den Weg.

Misstrauen und Denunziationsbereitschaft bilden die unheilvolle Allianz, die auf dem Boden einer allmählich versickernenden sozialen Sensibilität als Zerrbild sozialer Gegenseitigkeit heranwächst und die ihrerseits dazu beiträgt, dass die Normen ziviler sozialer Begegnung mit der für diese konstitutiven Akzeptanz des Anderen weiter ausgehöhlt werden.³⁶ Niemand

³⁵ König, R., in Löwith, K., 1986, S. 129

vermag einzuschätzen, mit wem er es im Gegenüber zu tun hat, reduziert die Alltagskontakte und beschränkt sich auf den vertrauten und verlässlichen Freundeskreis. In der Atmosphäre des Misstrauens gelangen die Denunziation und Spionageangst als die folgenreichste soziale Erscheinung zur Blüte. Walter Kempowski erinnert in seinem Roman *Tadelloser & Wolf* eine Begebenheit, in der seine Mutter versuchte, die Gestapo von der Unschuld ihres dänischen Schwiegersohns zu überzeugen, der dadurch in Verdacht geraten war, dass er am Tag des Einmarschs der Deutschen in Dänemark Trauerflor getragen haben sollte: «Die Dänen liebten eben ihren König und alles, was damit zusammenhängt. Glühend! So wie wir unsern Führer oder, früher Sie, in Ihrer Jugend, den Kaiser ... Da habe sich der Gestapomann erhoben und sei ans Fenster getreten. ‚Was glauben Sie, Frau Kempowski‘, so habe er gesagt, ‚wieviel schlechte Menschen es gibt. Es wimmelt in Deutschland von Spionen‘.»³⁷ «Achtung! Feind hört mit!» so lautet der Text auf kleinen ge-

³⁶ Die rechtlichen Grundlagen bildete eine Reihe von Gesetzen und Verordnungen: «Verordnung des Reichspräsidenten zur Abwehr heimtückischer Angriffe gegen die Regierung der nationalen Erhebung» vom 21. März 1933, RGB 1.1 1933, S. 135 und «Gesetz gegen heimtückische Angriffe auf Staat und Partei und zum Schutz der Parteiuniformen» vom 20. Dezember 1934 RGB 11934, S. 1269, «Verordnung über das Sonderstrafrecht im Kriege und im besonderen Einsatz (Kriegssonderstrafrechtsverordnung)» vom 17. August 1938, RGB 11939, S. 1455-1457.

³⁷ vgl. Kempowski, 1993, S. 198

druckten Tafeln, die man besonders nach Kriegsbeginn in Eisenbahnwaggons oder auf öffentlichen Plätzen angebracht sieht. Allein schon das Wissen um die Möglichkeit der Verdächtigung genügte, um das allgemeine Kommunikationsklima im Sinne einer Selbstzensur zu verändern.

Der Grussakzeptanz liegt eine Nachlässigkeit zugrunde, und diese hatte ihre Ursachen in einer Sozialwahrnehmung, in der der Stil, die Ästhetik des sozialen Umgangs, kurzum: das Regelbewusstsein schlechthin beschränkt war und sich auf eine Indifferenz gegenüber der Präsenz des Anderen auswirkte. Sich begegnen bedeutet nicht mehr die Chance auf eine gemeinsame Handlungspraxis, sondern sich voneinander entfernen, und paradoxerweise bedeutet das Grüßen den Anfang von Misstrauen und Gleichgültigkeit. Vielerorts begann die Diskriminierung damit, dass Menschen die Strassenseite wechselten, wenn sie des jüdischen Nachbarn ansichtig wurden. Das Ausweichen reflektiert den hier gemeinten zerbrochenen Zusammenhang von Situationsvertrauen, Selbstartikulation und Wahrnehmung des Anderen, der der offenen ideologischen Ausgrenzung systematisch vorausgeht und der durch die grelle Ritualität des Hitlergrusses stimmig zum Ausdruck gebracht wird. Erklärungsbedürftig ist nicht so sehr die normative Konstruktion des Fremden, seine Naturalisierung und die dieser folgende Ausgrenzung aus der Gattungszugehörigkeit, an deren Ende das Vernichtungslager steht, vielmehr die Wahrnehmung von Sozialität als einer Sphäre des Misstrauens. Sie entsteht dann, wenn

zwei grundlegende Operationen in der Gestaltung sozialer Beziehung ausser Kraft gesetzt werden und als Mechanismen der Überbrückung von Unsicherheit ausfallen: das Zukünftige und der Entwurf eines Handlungsanschlusses gelingt einzig durch das perspektivische Hochrechnen der erfahrenen Vergangenheit, erst in dieser Spanne des Zeitlichen entsteht die Aufmerksamkeit für das Gegenwärtige. Wird hingegen das Misstrauen zur übergreifenden Maxime, so schwindet ein historisches Verständnis zivilisierender Regeln, und es verbreitet sich die Bereitschaft zur Akzeptanz radikaler Durchbrüche im Zivilisationsgrad der Gesellschaft. Misstrauen gegenüber der Person in der unmittelbaren Begegnung und fragiles Vertrauen in eine sakralisierte Gegenwärtigkeit, die durch die gedachte und tatsächlich nie erreichbare Begegnung mit dem Charismaträger überbrückt wird, bedingen sich wechselseitig: die Menschen sind präsent und zugleich nicht präsent, sie begegnen sich und bleiben voneinander entfernt, und sie entwickeln gerade unter der Bedingung der Unerreichbarkeit des Charismaträgers das Bemühen, eine die Präsenz und Dignität des konkreten Gegenübers überschreitende einzigartige Nähe einzulösen. In der sakralisierten weltlichen Ordnung verändert sich die Selbstdefinition der Person, sie wird «Werkzeug» oder «Gefäss» des irdischen Gottes.

6. Die Entwertung des Gegenwärtigen und die innere Annahme des Grusses

In historischer Hinsicht wird die Frage nach den Voraussetzungen der Akzeptanz des nationalsozialistischen Regimes vor allem durch den Verweis auf die äusseren Bedingungen, die materielle Lebenssituation sowie das «innere Lebensschicksal» (Max Weber) der Deutschen beantwortet. Sie sind gedemütigt durch die Niederlage des Ersten Weltkriegs, in weiten Teilen der Bevölkerung infolge der Wirtschaftskrise verelendet und der Verfahrensdemokratie der Weimarer Republik gegenüber ablehnend eingestellt. Milieuübergreifend entsteht ein Gefühl der tiefen Enttäuschung, alle Hoffnung richtet sich auf einen Messias, von dem man sich eine Linderung der Not verspricht. Diese Motivierungen sollen nicht in Abrede gestellt werden, sie bringen uns hingegen der Antwort auf die Frage wenig näher,

wie es auf einer derart elementaren Ebene wie dem Gruss zu einer Auflösung von Regeln des sozialen Lebens kommen konnte, und zwar, noch bevor der erwähnte innenministerielle Erlass die allgemeine Verbreitung des neuen Grüssens einforderte. Ist das Grüssen zu einem Schwur auf Zugehörigkeit zu einer charismatischen Gemeinschaft verschoben, dann schliesst sich die Frage an: Wie kommt die Bezugnahme auf eine öffentliche Figur zustande? Und: Geht es überhaupt um die konkrete Figur? Wie erklären wir das Vertauschen von Bindungsqualitäten zwischen privater Sittlichkeit und dem öffentlichem Handlungsraum, die dazu führt, dass Menschen den gewohnten sittlichen Massstäben der eigenen Lebensführung so wenig trauen – sei es, dass sie sie gegen die Wahrnehmung von moralischen Unverträglichkeiten nach aussen abschirmen, sei es, dass sie sie in Gestalt nicht endender Treuebekundungen preisgeben? In der Bezugnahme auf Hitler, die der Gruss zum Ausdruck bringt, wird das Bewährungsversprechen so weit zu einem eigenen gemacht, dass einem die Gefolgschaft eine innere Pflicht wird und es dazu einer Sanktionsdrohung nicht einmal bedarf. Gefolgschaft bedeutet Teilhabe an einer sakral gewordenen Wirklichkeit, sie erübrigt, nachdem die Welt nicht einfach als ein religiöses Bewährungsfeld dem Menschen gegenübertritt, die Kontrolle durch selbst gesetzte moralische Kriterien.

Das Charisma, das mit dem Hitlergruss seinen Anspruch anmeldet, dürfen wir uns nicht vorstellen als eine Popularität, die sich herumspricht und verbreitet. Es geht nicht um ein Idol und

dessen wachsende Anhängerschaft. Vielmehr handelt es sich, in den Worten Max Webers, um eine «revolutionäre Macht», die «eine Wandlung der zentralen Gesinnungs- und Tatenrichtung unter völliger Neuorientierung aller Einstellungen zu allen einzelnen Lebensformen und zur Welt ‚überhaupt‘ einleitet.»³⁸ Und, wie wir gesehen haben, ist das unbemerkte Verknüpfen eines Schwures mit der Trivialität des Grüssens ein exemplarischer Fall für die hier gemeinte Neuorientierung, durch die auch die gewohnten und bisher geschützten eigenlogischen Beziehungen gerahmt werden. Umfassend soll die innerweltliche Gemeinschaft als ein sakral definierter Raum die bisherigen sozialen Differenzierungen ersetzen.

Unsere Betrachtung wirft abschliessend einen Blick auf verschiedene Institutionen, ihre rituelle Binnenordnung und ihre besondere Form der Vergemeinschaftung. Denn die Bereitschaft zur Grussakzeptanz bzw. Grussresistenz hängt auch vom Charakter des institutionellen Gefüges ab, in dem die Menschen sich bewegen und das sie mit der «neuen» Ordnung zu verlassen bereit sind. Wie weit, so wollen wir die Beispiele aus dem vorigen Kapitel noch einmal in systematischer Absicht erinnern, geht der Prozess der Charismatisierung, und in welchem Ausmass werden die Lebensbereiche von der neuen Logik sozialer Beziehungen erfasst, so dass die innere Annahme des Grusses wie zwangsläufig erfolgt? Wir meinen nicht die Orga-

³⁸ Weber, M., 1972, S. 142

nisationsgestalt der Verbände, Parteien und Vereine, also das Spektrum der sogenannten intermediären Gruppen, in denen sich die Bevölkerung je nach berufsständischer Interessenlage differenziert hatte, vielmehr deren kulturelles Selbstverständnis und typische Interaktionsordnung. Sie alle geraten nach der Machtergreifung und einer in hohem Tempo durchgeführten Beseitigung durch die politisch erfolgreiche charismatische Avantgarde unter Druck. Unter scharfen Sanktionsdrohungen werden sie auf das neue Prinzip der Bezugnahme auf den Führer verpflichtet und sind deshalb in ihrer Binnenmoral herausgefordert.³⁹

In diesem Vorgang übernimmt der Gruss die Funktion, den Geltungsanspruch des Ordnungsprinzips einer partikularen Gessinnungsgemeinschaft zu verallgemeinern und auf andere Institutionenbereiche zu übertragen – der eingangs erwähnten Metapher des Schachspiels folgend enthält der Hitlergruss den Eröffnungszug, den Zug, der es ermöglicht, sich wechselseitig zu überprüfen. Und mit dem Gruss als Artikulation einer sakralisierten Gemeinschaft wird die Widerstandskraft gerade der Be-

³⁹ Vier Wochen nach der Ernennung zum Reichskanzler am 28. Februar 1933 werden durch die Notverordnung zum «Schutz von Volk und Staat» die Bürgerrechte ausser Kraft gesetzt. Drei Wochen später verabschiedet der Reichstag in seiner ersten Sitzung das Ermächtigungsgesetz, damit geht die gesetzgebende Gewalt auf die Regierung über, und das Prinzip der Gewaltenteilung wird aufgegeben, die NSDAP wird Staatspartei. Nach dem Tod Hindenburgs am 2. August 1934 erfolgt die verfassungsmässige Fusion der beiden Ämter des Reichspräsidenten und des Reichskanzlers und damit die institutionelle Durchsetzung des Führerprinzips.

reiche mit einer eigenen tradierten Interaktionsordnung herausgefordert. Die Chancen einer selbständigen Bezugnahme auf die inneren, gewohnten Kriterien des sozialen Austauschs sind von vornherein begrenzt, wenn der gesamte weltliche Bereich seinerseits sakral gedeutet wird und das eigene Tun den Charakter und die Wertqualität einer Selbstmission annimmt. Im Horizont der nun dominant gewordenen Wertvorstellung, dem Führerprinzip als Ordnungsfigur für die Gestaltung sozialer Beziehungen sowie der Volksgemeinschaft als vereinheitlichendem Prinzip sozialer Verbindlichkeit, verlieren die Institutionen ihre inneren Möglichkeiten, sich zu wehren und die Geltungsgrenzen ihrer eigenen Ordnung zu kontrollieren. In der Folge zerfallen die institutionenspezifischen Kulturen und Standards der Kommunikation und die Menschen erliegen einer Bereitschaft, sich gegenüber dem Gemeinwesen und seinen verschiedenen Ordnungen in eine Indifferenz zurückzuziehen – nach innen gerechtfertigt mit der Zuversicht, verschont zu bleiben, in der äusseren Wirkung dauerhaft gelähmt. Die ethische Sensibilität konzentriert sich auf einen eng begrenzten Raum, die Brücke zwischen den privat gepflegten und den öffentlich vertretenen Tugenden reißt ein, und zwar in dem Masse, in dem infolge der Sakralisierung des Irdischen die Spannung zwischen Diesseits- und Jenseitsbezug des eigenen Handelns in ihrer moralischen Wirkungskraft nachlässt. An Institutionen, die eine besondere Kommunikationsform und Traditionsbil-

dung und von daher ein vergleichsweise hohes Resistenzpotential aufweisen, wollen wir den Vorgang der inneren Annahme des Hitlergrusses betrachten. Unser Vorgehen ist auch hier wiederum typologisch und beschränkt sich auf religiöse Gemeinschaften, auf das Militär sowie auf die Familie als den Ort der privaten Lebensführung. Die religiösen Gemeinschaften interessieren wegen ihrer Wertidee der Gleichheit aller Menschen vor Gott, der scharfen Trennung zwischen irdischer Ordnung und ihren eigengesetzlichen Normierungen und der göttlichen Ordnung mit der ihr eigenen Sprengkraft brüderlicher Solidarität, die in Liturgie und Ritus zum Ausdruck gebracht und bekräftigt wird. Das Militär interessiert wegen der institutionalisierten Handlungsbereitschaft für den gedachten Ernstfall, auf die die gesamte rituelle Binnenordnung und die Verkehrsformen bezogen sind. Die pädagogischen Einrichtungen und die Familien greifen die Grusszumutung unterschiedlich auf. In ihrer Erziehungsaufgabe nehmen Schulen eine über das Rechtsinstitut der Schulpflicht kontrollierte entlehene Autorität in Anspruch, und schliesslich stellt die Familie einen Kommunikationsraum eigener Art dar, in dem zwar einerseits moralische Angemessenheitskriterien zentral thematisch sind, artikuliert und weitergegeben werden, der andererseits zugleich von seiner paternalistischen Gestalt in einem Verhältnis spannungsvoller dynamischer Konkurrenz zum Führerprinzip steht und zum sakralisierten Fügsamkeitswechsel steht.

Nach unseren Ausführungen zum Geltungsanspruch des

Grusses sind religiöse Gemeinschaften besonders bedroht, und zwar in dem Masse, in dem sie nach dem Muster sogenannter totaler Institutionen organisiert sind. Dieser Typus beansprucht vollständige Handlungskontrolle und umfassende Sozialisationszuständigkeit über die Mitglieder und betrachtet konkurrierende moralische Ansprüche als unverträglich mit der Idee einer zum religiösen Heil auf dieser Welt verpflichteten Gemeinschaft. Aus diesem Grund lehnen die Mitglieder der «Zeugen Jehovas», die ihre Lebensführung auf das Ziel einer vorweggenommenen exemplarischen Sittlichkeit hin ausrichten, den «Heil»-Wunsch im Gruss als eine Aufforderung zur Gotteslästerung ab und werden rigoros verfolgt. Für die beiden grossen Religionsgemeinschaften des Protestantismus und Katholizismus gilt von ihren Wert Vorstellungen her ähnliches. Irdische Ordnungen und die religiöse Ordnung der Brüderlichkeitsethik mit ihrer übergreifenden Solidarität begründen von jeher die Spannung zwischen weltlichen und kirchlichen Zugehörigkeiten. Mit dem charismatischen Herrschaftsanspruch, ausgelöst durch das Versprechen eines irdischen Heils, werden sie herausgefordert, ihren institutionell geschützten Raum eigener Wertvorstellungen zur Geltung zu bringen.⁴⁰ Die Ausgangssituation ist durch das lutherische Landeskirchenprinzip des Protestantismus und durch die traditionelle Minderheitenlage des

⁴⁰ Siehe hierzu die grundlegende Studie von Klaus Scholder 1977, *Die Kirchen und das Dritte Reich*.

Katholizismus organisatorisch unterschiedlich gelagert, und entsprechend unterschiedlich verläuft der Anpassungsprozess an die neue politische Ordnung – wobei sowohl im katholischen als auch im protestantischen Milieu die organisatorische Selbstpreisgabe in einzelnen Fällen aufgehalten und durchbrochen wird durch eine Reihe von heroischen Taten des Widerstands. Ähnlich wie der katholische Bischof von Galen sind etwa die protestantischen Theologen Karl Barth und Dietrich Bonhoeffer in unserem Zusammenhang von exemplarischer Bedeutung. Barths Weigerung, den Beamteneid auf Hitler zu vollziehen und zu Beginn seiner theologischen Vorlesung an der Universität Bonn den Gruss zu entbieten, führt zu seiner Entlassung aus dem Dienst und bekräftigt ihn in seinem Entschluss, in die Schweiz auszuwandern – eine Entscheidung, die das ohnehin durch die Abspaltung der politisch konformen deutschen Christen in die Krise geratene protestantische Christentum nachhallig erschüttert.⁴¹

Das katholische Milieu, das schon immer dazu neigte, eine Subkultur zu bilden, bleibt zunächst gegen den grellen Nationalismus immun. Dieser Widerstand zerfällt, als sich über die Idee der Volksgemeinschaft die Chance eröffnet, die historisch gewachsene Diskriminierung durch die protestantische Mehrheit auflösen zu können und dem Versprechen des Regimes Glauben zu schenken, eine konfessionsneutrale Politik zu verfolgen und damit der tradierten Ungleichheit zwischen protestantischem und katholischem Milieu ein Ende zu bereiten.



Abt Alban Schachleitner in angestrengtem geistlichem Kompromiss zwischen Gruss und Segen

⁴¹ Barth kommentiert in einem Brief an seinen Freund Emil Brunner das theologische Gutachten, dessen der Staatsanwalt sich bedient, sarkastisch mit den Worten: «Was der Staatsanwalt mir in Köln entgegengehalten hat, wirst du als Beitrag der neuesten Religionsgeschichte mit Interesse zur Kenntnis nehmen: ‚Ob aber das, was auf Grund der Treu- und Gehorsamspflicht von dem Beamten verlangt wird, im Einklang mit dem Gebot Gottes steht – die Entscheidung darüber liegt nicht bei dem einzelnen Beamten, sondern allein und ausschliesslich beim Führer selbst, den Gott auf seinen Platz gestellt hat und dem man daher auch das blinde Vertrauen schenken kann und muss, dass er auf Grund seines besondern Verhältnisses zu Gott nichts von seinen Untergebenen verlangen wird, was Gott verbietet. Dass der Beamte dieses bedingungs- und rückhaltlose Vertrauen zum Führer haben und ihm allein deshalb ein für allemal die Entscheidung darüber überlassen soll, ob zwischen seinen Befehlen und Anordnungen und dem Willen Gottes kein Widerspruch besteht, darin liegt gerade der Sinn des auf die Person des Führers geleisteten Treueeides.‘ Barth, K., 2000, S. 275f.

Diesseits des zwischen Protestanten und Katholiken zeitversetzten Aufgebens eines organisatorischen kirchlichen Autonomieanspruchs und auch unabhängig von den heroischen Widerstandshaltungen einzelner seien die beiden konfessionellen Orientierungen noch einmal in allgemeiner Absicht aufgegriffen. Sie bündeln im Horizont ihrer unmittelbaren Funktion der religiösen Sinnstiftung Wirklichkeitsauffassungen, an denen uns nach unseren bisherigen Ausführungen die Wahrnehmung der Gegenwart besonders interessiert. Es geht um die Frage, wie die Existenz des Menschen in der irdischen Welt gedeutet wird. Im christlichen Horizont und der Unterscheidung zwischen unvollkommenen Taten und zukünftiger Erlösung aus der Unvollkommenheit eröffnet das die Chance, die Gegenwart als eine Bewährungssituation zu begreifen. Der Grüssende, so hatten wir gesagt, artikuliert einen Bezug zum Anderen und begibt sich in eine raumzeitliche Präsenz, öffnet sich dem Gegrüßten gegenüber und erinnert an die wechselseitige Abhängigkeit, in die humaner Austausch prinzipiell eingebettet ist. Im Hinblick auf diesen universalen Vorgang wirft das im Falle des Hitlergrusses die Frage auf, wie die dem Gruss eingelagerte Transformation durch die Typik der Zeitwahrnehmung aufgegriffen oder abgewiesen wird. Dabei geht es nicht um die philosophiegeschichtlichen und theologischen Wurzeln im einzelnen⁴², vielmehr um die Implikationen der Zeitwahrnehmung für das Aufgreifen der Krise des Grusses. Inwieweit wird der Gegenwart zugeschrieben, als eine Situation möglicher Bewäh-

rung zu gelten? Welchen moralischen Status erfährt daraufhin das momentane Erleben von Welt? In einem trivialen Sinne ist die Gegenwart natürlich stets die Zeitdimension der Bewährung im irdischen Leben und ist gerade im Horizont einer christlichen Idee der Bewährungsverpflichtung privilegiert. Aber darin erschöpft sich die Idee einer durch das Präsens ausgelösten Bewährungsverpflichtung nicht. Kehrseitig dazu erscheint die Gegenwart nicht als Chance, sondern als Bedrohung und lässt zwei unterschiedliche Einstellungen zu, die eine Wahrnehmung ermöglichen, die den Handelnden aus der Last des Momentanen befreit. Zum einen verlegt man die Bewährung auf die Zukunft und disqualifiziert im Moment der Erfahrung des Gegenwärtigen genau die momentane Situation als unbedeutend im Verhältnis zur zukünftigen Bewährung. Die Gegenwart zerrinnt dann unter den wachen Augen des Handelnden, wird entrückt, bedeutungslos oder bedeutungslos. Gerade wenn die Bewährung im Sinne einer Bilanz des eigenen Tuns und Wirkens in der Welt auf Zukünftigkeit hin und auf die dort gewährte Heilsgewissheit verstanden wird, entsteht paradoxerweise Gegenwartsblindheit als typische Realitätswahrnehmung. Mehr noch: das eigene Handeln kann erfolgen, sogar ohne dass es als eigenes Handeln registriert wird. Es wird auf eine erst noch kom-

⁴² Dazu ausführlich die Arbeiten von Eric Voegelin, insbesondere *Die politischen Religionen* (München 1996), aber auch E. Troeltsch, *Die Soziallehren der christlichen Kirchen*, 1922

mende Gratifikation hin entworfen, bis hin zu der Implikation, dass es bis zu diesem in der Zukunft liegenden Zeitpunkt der moralischen Beurteilung durch verinnerlichte ethische Prinzipien entzogen bleiben kann. Kommen wir zur anderen Reaktion. Hierbei transzendiert das Handeln die Situation nicht in die Zukunft, sondern in die Vergangenheit, in bezug auf die die Gegenwartsanforderungen als schon bewältigt erscheinen. Der Handelnde begibt sich in die erfahrene Situation gleichsam blind und überlässt sich reflexionslos den in sie eingelassenen Erwartungen, so dass sich eine autonome Gestaltung erübrigt. Dabei werden die internalisierten Kriterien der Beurteilung einer Handlungssituation aufgegeben, und der Handelnde gleicht die im Ergebnis einer Selbstaufgabe gleichkommende Bereitschaft durch die Idee der Entschlossenheit aus.

Beide Wahrnehmungsformen, also die des protestantischen Glaubens einerseits und des katholischen andererseits, begünstigen die Neigung, sich den Anstrengungen der Gegenwärtigkeit zu entziehen, sie privilegieren entweder Zukunft oder bewährte Vergangenheit als Sinnstiftung und zugleich als moralische Korrekturinstanz.⁴³ Die Haltung ermöglicht Fernweh, Leere des Blicks und erhabene Situationsenthobenheit, und es ist gerade diese Zeitwahrnehmung, die es daraufhin erlaubt, der Idee der Vorsehung eine hohe Plausibilität zuzuschreiben, denn Vorsehung bedeutet nicht mehr als eine Zeitlichkeit ohne Gestaltungsbedarf – das, was geschieht, wird einer vorsozialen

Wirkungskraft zugesprochen, die Eigeninitiative erübrigt und – entscheidend – eine mit der Eigeninitiative einhergehende moralische Reflexion auf die Erwartungen an den Handelnden eintrübt.

Konsistent mit dieser Distanz zur Gegenwärtigkeit erscheint die Figur des Helden, dem als eine dramatisierte, gesteigerte Form der Existenz die Funktion zukommt, die Kontrolle der in ihrer Zeitenthobenheit bedrohlich werdenden Situation zu übernehmen, und zwar in den beiden erwähnten Richtungen der Vorwegnahme einer Zukunft und der Erduldung eines Geschehens. Der Held wird zum Träger der von dem Philosophen Karl Löwith so bezeichneten «katastrophischen Denkweise» der Nationalsozialisten. «Das mindeste, womit sich ihr (der Nationalsozialisten, T.A.) Denken beschäftigte, waren ‚Ursprung‘ und ‚Ende‘ oder ‚Grenzsituationen‘. Im Grund sind alle diese Begriffe und Worte der Ausdruck für die bittere und harte Entschlossenheit eines sich vor dem Nichts behauptenden Willen,

⁴³ Im katholischen Glaubensentwurf erscheint der Andere zwar einerseits als Gottesgeschöpf und genießt deshalb einen unbefragten Vertrauensvorsprung – andererseits legt die selbstverständliche Unterstellung der Geltung einer durch die göttliche Instanz gestifteten Gemeinsamkeit es immer nahe, auf die kommunikative Bekräftigung zu verzichten und Irritationen, Kontingenzen des Handelns zu ignorieren im Sich-Verlassen darauf, dass die Synthese einer situativ empfundenen Widersprüchlichkeit kraft Geltungsanspruchs der göttlichen Versöhnungsgabe ohne eigenes Zutun erfolgreich wird. Im protestantischen Entwurf fällt demgegenüber der Bewährungsort gleichsam aus. Die Gegenwart erscheint als zu belanglos, als dass ihr die Dignität einer moralisch relevanten Begegnung zugeschrieben werden könnte.

der auf seine Verachtung des Glücks, der Vernunft und des Mitgefühls stolz ist.»⁴⁴ Die psychosoziale Wirkung hingegen liegt in dem Umstand, dass die reale Beziehung zum Gegenüber, die Bezugnahme auf den Anderen verkümmert, am Ende vollends erlöschen kann und infolgedessen die für die Gestaltung zwischenmenschlicher Beziehungen grundlegenden Normen der Sittlichkeit um ihre Geltungskraft beraubt.

Auch das Militär umfasst einen ausgegrenzten institutioneilen Bereich mit einer eigenen Handlungspraxis. Von seiner Zielbestimmung her entsprechen ihm eine besondere Organisationshierarchie, Befehlsstruktur und Verkehrsformen. Ungeachtet dessen, dass die Reichswehr die Politik der neuen Machthaber unterstützt hat, kollidieren nach der Machtergreifung zwei Ansprüche auf Einsatzbereitschaft. Die Spannung entsteht insbesondere im Hinblick auf die Frage nach dem Verhältnis zwischen SA und SS als den parteieigenen Organisationen mit eigenem Hoheits- und Sanktionsanspruch, der institutionalisierten und qua politischem Befehl jederzeit abrufbaren militärischen Aufgabe der Reichswehr sowie der verallgemeinerten, in die alltägliche Lebensführung und alle gesellschaftlichen Bereiche eingreifenden Einsatzbereitschaft, die im Hitlergruss formuliert wird. Die Grussfrage wird deshalb zu einem Schlüsselphänomen im Verhältnis von Staat und Wehrmacht. Während

⁴⁴ Löwith, K., *Sämtliche Schriften*, Bd. 8, Stuttgart 1984, S. 67.

die Binnenordnung sowohl in der Befehlshierarchie als auch in den Verkehrsformen unabhängig bleibt und die Übernahme des Grusses ablehnt, tritt die Reichswehr, die ihre Einsatzbereitschaft nach dem Tod Hindenburgs und der Übernahme des Präsidentenamtes durch Hitler durch einen auf Hitler persönlich bezogenen Eid bekräftigt, in ein wechselseitiges Grussverhältnis zu den übrigen Vertretern der staatlichen Ordnung. Die institutionelle Autonomie der Wehrmacht, die bis 1944 ihre eigenen Grussrituale pflegen wird, erlischt mit dieser Entscheidung schon früh, wie der Wechsel der Eidesformel anschaulich macht.

Der verfassungsmässige Eid vor 1933 lautete: «Ich schwöre bei Gott diesen heiligen Eid, dass ich meinem Volk und Vaterland allzeit treu und redlich dienen und als tapferer und gehorsamer Soldat bereit sein will, jederzeit für diesen Eid mein Leben einzusetzen.» Diese Formel wird substituiert durch folgende: «Ich schwöre bei Gott diesen heiligen Eid, dass ich dem Führer des deutschen Reiches und Volkes, Adolf Hitler, dem Obersten Befehlshaber der Wehrmacht, unbedingten Gehorsam leisten und als tapferer Soldat bereit sein will, jederzeit für diesen Eid mein Leben einzusetzen.»

Damit ist die personale Bindung an Hitler vollzogen – diese seinerzeit kaum in ihren Folgen beachtete Entscheidung macht erst die moralische Problematik deutlich, vor die die Mitglieder des deutschen Widerstands sich im Jahre 1944 gestellt sahen. Nach dem Scheitern des Attentats vom 20. Juli bitten bekanntlich die drei Oberbefehlshaber der deutschen Wehrmacht Hitler

ausdrücklich um die Zustimmung zu ihrer Entscheidung, den Hitlergruss auch als wehrmachtsinternen Gruss einzuführen.⁴⁵ Dieser am 24. Juli 1944 vollzogene Schritt besiegelt eine institutionelle Selbstpreisgabe, die im Grunde schon mit dem Eid auf Hitler eintritt und die seinerzeit im Binnenverständnis der Heeresführung sowie in der nachträglichen historischen Debatte um die Rolle der Reichswehr die behauptete Distanz gegenüber dem Machtanspruch des Staates erheblich relativiert.

Kommen wir abschliessend auf die Familie zu sprechen. Sie interessiert als sozialer Ort, auf den sich die Menschen von den Anstrengungen des öffentlichen und beruflichen Lebens zurückziehen und in dem Sie ihren privaten Lebensentwurf entfalten können. Die Familie zählt zu den Institutionen, denen eine besondere Bedeutung auch deshalb zukommt, weil in ihr, im Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, eine allgemeine mora-

⁴⁵ Ein Erlass des Reichswehrministers vom 19. September 1933 fasst die bestehenden Bestimmungen wie folgt zusammen: «Im Dienst ändert sich an den alten militärischen Grussformen nichts, gleichgültig, ob die Soldaten in Uniform, im Sportanzug, mit oder ohne Kopfbedeckung sind. Der Deutsche Gruss ist von Soldaten und Beamten in Uniform, wenn sie keine Kopfbedeckung tragen, in folgenden Fällen anzuwenden: a) beim Singen des Deutschland- und Horst-Wessel-Liedes, b) im ausserdienstlichen Grussverkehr innerhalb und ausserhalb der Wehrmacht. Im Schriftverkehr mit Behörden und Einzelpersonen ist nichts dagegen einzuwenden, dass an Stelle langer Höflichkeitsformeln die sich immer mehr einbürgende Form «Heil Hitler» Anwendung findet» (Absolon, R., 1989, S. 204).

liche Sichtweise entwickelt wird und die für die Beurteilung des öffentlichen Raums massgeblichen Kriterien erworben und ausgetauscht werden. Wenn sich die Fremdheit gegenüber der Gegenwart des Anderen als der Grundzug der Zustimmung erweist, der die einzelnen Meinungen überbrückt, und wenn diese Fremdheit auch Hitler selbst einschliesst, dann scheint es abwegig, den einzigartigen Fall des Nationalsozialismus mit dem Nationalcharakter in Verbindung zu bringen. Wir greifen einen Gedanken von Sebastian Haffner auf, der in der Gestaltung des privaten Lebens einen Schlüssel für die plötzliche und scheinbar unerklärliche Regimeakzeptanz gesehen hat: «Tatsächlich stecken hinter diesen Unerklärlichkeiten sonderbare seelische Vorgänge und Erfahrungen (...) Man kommt ihnen nicht bei, ohne sie dorthin zu verfolgen, wo sie sich abspielen: im privaten Leben, Fühlen und Denken der einzelnen Deutschen. Sie spielen sich um so mehr dort ab, als ja längst nach der Räumung des politischen Feldes der erobernde und gefräßige Staat in die einstigen Privatzenen vorgestossen ist und auch dort seinen Gegner, den widerspenstigen Menschen, herauszuwerfen und zu unterjochen am Werk ist; dort, im Privatesten, spielt sich heute in Deutschland jener Kampf ab, nach dem man vergeblich mit Fernrohren das politische Feld absucht. Was einer isst und trinkt, wen er liebt, was er in seiner Freizeit tut, mit wem er sich unterhält, ob er lächelt oder finster aussieht, was er liest und was er sich für Bilder an die Wände hängt – das ist heute die Form,

in der in Deutschland politisch gekämpft wird.»⁴⁶ Familienbeziehungen und die Struktur der Privatheit interessieren uns im folgenden als die Räume sozialen Handelns, in denen das eigene Tun in besonderer Weise reflektiert und untereinander kommuniziert wird und moralische Geltungsstandards im strittigen Gespräch der Generationen überprüfbar sind.⁴⁷

Die Familienbeziehungen der Deutschen bei Eintritt in die Moderne sind durch eine hohe Loyalität zu den Herkunftsfamilien der Partner bestimmt. Den Schlüssel für die Tendenz zur moralischen Selbstisolierung liefert die Kooperationsidee der Familie als einer Treue- und Versorgungsgemeinschaft. Sie bildet eine zentrale Integrationsklammer im deutschen Sozialgefüge, in ihr bleibt die Selbstachtung der Person an die Zugehörigkeit zur begrenzten Einheit Familie gebunden und überschreitet diese nicht. Bestandteile dieses Verständnisses sind die Regression auf eine leiblich gedachte Einheit der Generationen, auf die diffus empfundene Zugehörigkeit, deren Geltung

⁴⁶ *Geschichte eines Deutschen*, Stuttgart/München 2000, S. 173F

⁴⁷ Die Diskussion um die Frage nach der Durchsetzung zweier Diktaturen in der deutschen Nationalgeschichte bzw. um die Frage nach den Gründen für die Konformitätsbereitschaft wäre um den mikrosoziologischen Blick auf die Formen der privaten Daseinsgestaltung zu erweitern, so lautet mein Plädoyer – Helmuth Plessners historische Analysen, die Arbeiten von Talcott Parsons zur Sozialstruktur des Nationalsozialismus sowie die grundlegenden Arbeiten von M. Rainer Lepsius (1993, 1996, 1999).

immer schon unbefragt unterstellt wird. Aus dieser geschlossenen Welt stammen die Urteilkriterien des beruflichen, politischen und öffentlichen Lebens. Was ausserhalb der eigenen vier Wände geschieht, erscheint als Ereignisraum minderer moralischer Dignität, gerät unter einen prinzipiellen Korruptionsverdacht und wird als Sphäre eigener Verantwortlichkeit und Zuständigkeit disqualifiziert oder gar nicht erst wahrgenommen.

So wird der vielfach vorhandene Wunsch der jüngeren Generation nach autonomer Lebensführung durch den Druck der Verwandtschafts- und Milieuzugehörigkeit traditionalistisch gebremst oder gebrochen. Und dieses nicht etwa aus Gründen einer besonderen modernitätsfeindlichen Disposition. Vielmehr gelten Liebe, Ehe und Familie als Orte der über Blutszugehörigkeit gestifteten Gemeinschaftsbildung schlechthin, als Lebensformen, die es erlauben, die Zumutungen anderer sozialer Mitgliedschaften hinter sich zu lassen und sich in den Geltungsbereich einer wie natürlich vorgesehenen paternalistischen Führer-Gefolgschafts-Moral zu begeben. Diese Struktur bildet die Folie für die Idee von «Gemütlichkeit», einer defensiven Ausdrucksgestalt privater Lebenspraxis, für die die Regression und nicht etwa kommunikative Durchdringung bestimmend ist. Demzufolge steht dem Privaten die äussere soziale Welt als Raum gegenüber, in dem der Andere unter Täuschungsverdacht steht und Misstrauen geboten ist, der ausserfamiliale Raum gilt als Bühne der Unaufrichtigkeit und des Authentizitätsverlusts. Die Familie bietet von ihrem Vergemein-

schaftungstypus her die Chance zu zwei unterschiedlichen Reaktionen auf die im Gruss symbolisierte Zumutung, sich auf eine Gefolgschaft des Charismaträgers zu beziehen. Die Selbstpreisgabe, und zwar dergestalt, dass die Menschen sich dem Versprechen einer Konflikte lösenden Instanz der Anstrengung eigenverantwortlicher Handlungsführung entziehen. Die andere Reaktion schärft gegenüber den Zumutungen einer konkurrierenden Gemeinschaft die Grenzen der eigenen Familienwelt und schliesst sich gegen die äussere Welt ab. Der historisch gut dokumentierte beinahe hundertprozentige Organisationsgrad der Kinder und Jugendlichen in den Jugendorganisationen der Partei, der Hitlerjugend und dem Bund deutscher Mädel, zu dem mancherorts unter hohem Risiko aufrechterhaltene Mitgliedschaften in den katholischen und kommunistischen Jugendorganisationen die Ausnahme bilden, lässt sich dahin gehend interpretieren, dass die Jugendlichen der pädagogischen Maxime «Jugend führt Jugend» als willkommener Möglichkeit gefolgt sind, zu dem in die Familie qua Gemeinschaft eingelassenen Paternalismus auf Distanz zu gehen und in den sakralisierten öffentlichen Raum zu entfliehen, in dem der Führer als eine Autorität existiert, und zwar in die Ferne gerückt, ohne unmittelbare Sanktionsgewalt und weiter weg als die reale Autorität der Eltern.⁴⁸

Deshalb kann der Wunsch entstehen, die eigenverantwortli-

⁴⁸ Ich danke Rolf Haubl für diesen Hinweis.

che Lebensgestaltung im Horizont der Generationenauseinandersetzung an ein Kollektiv zu delegieren und die Eigenverantwortung in der Gemeinschaft der Gleichgesinnten aufgehen zu lassen. Von dieser Ausgangslage her ist es kein Zufall, dass der Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft mit nicht endenden Treuebekundungen gerahmt worden ist. Das macht folgendes programmatisches Zitat der Vorsitzenden des Nationalsozialistischen Frauenbundes Gertrud Scholtz-Klink besonders anschaulich: «Es gibt keine freien Räume, in denen der Einzelne sich selbst gehört, die Zeit des persönlichen Glücks ist vorbei, wir werden ein Gemeinschaftsglück empfinden.» Die Ankündigung greift ein Selbstbild auf, das dem Ganzheitsanspruch einer Teilhabe, die auf die Würde des privaten Handlungsraums verzichtet, entspricht. So kann die Referenz auf Hitler in die Selbstartikulation des Menschen wie selbstverständlich aufgenommen werden, und zwar in einem Ausmass, das die Wahrnehmung kognitiver und moralischer Dissonanzen, die Konfrontation mit der Wirklichkeit überbrückt. «Wenn das der Führer wüsste» wird die Formel, die ein Urteil über wahrgenommene Regelverletzungen ausspricht, jedoch die Bezugnahme auf die gemeinschaftsstiftende Instanz nicht aufgibt und die Sanktion an diese delegiert. Noch einmal Max Weber folgend steht jedoch das Charisma in einem «schroffen Gegensatz gegen alle ‚patriarchale‘ Struktur»⁴⁹, von daher verkennt man die Eigenart des Durchbruchs, aber auch die Eigenart von

⁴⁹ Weber, M., 1972, S. 655.

Familienbeziehungen, wollte man von einem Entsprechungs-Verhältnis, einer ins Politische verlängerten autoritären Disposition sprechen. Selbst wenn auf Hitlers Anordnung hin für die unmittelbare Begegnung mit dem Führer ausdrücklich die Anredeform «Mein Führer ...» vorgeschrieben war, steht die verordnete possessivpronominale Formel in scharfem Kontrast zur durchgängigen Figur der Fremdheit, in der Hitler verblieb.⁵⁰ Gerade in der Fremdheit wird die charismatische Wirkung erheblich gesteigert dadurch, dass sie den notorischen Zwang auslöst, zum einen die Fremdheit durch Eigenanstrengung zu überwinden und zum anderen die unaufhebbare Fremdheit anderen Kausalitäten zuzurechnen, allen voran den Juden. «Die Deutschen haben übrigens auch in der Zeit ihrer grössten Führergläubigkeit dafür (für die Unverträglichkeit mit dem Nationalcharakter, T. A.) einen gewissen Sinn bewahrt. In ihre Bewunderung war immer auch ein Zug Verwunderung gemischt.

⁵⁰ Der Chef der Reichskanzlei, H. H. Lammers, erläutert in einem Schreiben an Reichsaussenminister Ribbentrop Hitlers Anredewünsche. Aufgrund der Nichtübersetzbarkeit des Wortes «Führer» in andere Sprachen, habe «der Führer dahin entschieden, dass die Bezeichnung ‚Der Führer des Grossdeutschen Reiches‘ diejenige sei, die seiner Würde wie der Würde des von ihm vertretenen Deutschen Reichs am besten Ausdruck verleihe und die daher im formellen Verkehr mit dem Ausland gebraucht werden solle. (...) Als mündliche Anrede sollen Deutsche in Zukunft die Anrede ‚Mein Führer...‘, Ausländer die Anrede ‚Führer‘ gebrauchen. Ich darf Ihnen anheimgeben, Ausländer, die vom Führer empfangen werden, in diesem Sinne zu verständigen» (Brief von Lammers an Ribbentrop am 3.9.1942, zitiert nach Heiber, B., 1993, S. 95 f.).

Verwunderung darüber, dass gerade ihnen etwas so Unterwartetes, so Fremdartiges wie Hitler beschert war. Hitler war für sie ein Wunder – ein ‚Gottgesandter‘, was, prosaischer ausgedrückt, immer auch bedeutet: ein unerklärlich von aussen Hereingeschneider ... Hitler kam für die Deutschen immer von weiter; erst eine Weile vom Himmel hoch; nachher dann, dass Gott erbarm, aus den tiefsten Schlünden der Hölle.»⁵¹

Im «Heil Hitler» verkörpert Hitler die Projektionshülle einer Utopie des Privaten, und der Gruss kommt von daher auch einem Schwur auf Preisgabe primärgruppenhafter Solidarität gleich.⁵² Der Schwur suggeriert eine einzigartige Beziehung, die durch die Idee der «Blutsverbindung» gestützt wird. Wem die Vielfalt von Sozialbeziehungen mit jeweils unterschiedlichen Formen der Achtung und Anerkennung eine unerträgliche Last geworden ist und wer die Erwartungen verschiedener Lebensbereiche an die Selbstdarstellung, also die Aufmerksamkeit auf den Wechsel zwischen persönlichen und unpersönlichen Beziehungen als gleichermaßen unerträglich empfindet,

⁵¹ Haffner, S., 1978, S. 203.

⁵² Tilmann Moser zitiert die Reflexion einer Tochter über die Hitlerverehrung ihrer Mutter: «Wie musst du dich gehasst haben, um Hitler so zu lieben? Gibt es da einen Zusammenhang? Hat er dir die Zuneigung für dich selbst, oder wenigstens das Ende der Selbstverachtung und des Neides geschenkt?» (Moser, T., 1999, S. 115)

dem fehlen in dem Moment die Kriterien für eine Korrektur, in dem ihm im Grussakt der Schwur auf eine säkulare Person als Eintrittsticket abverlangt wird. Eine einzige Verbindlichkeit überbrückt konkurrierende soziale Verbindlichkeiten und Rücksichtnahmen und wird diesen gegenüber dominant.

Aus der Perspektive der Familie als institutionellem Raum der Reflexion und Gestaltung des privaten Lebens erscheint die Akzeptanz des Hitlergrusses noch einmal milieuspezifisch gebrochen. So kommt in den unterbürgerlichen Schichten zum einen die Akzeptanz des Grusses der Sehnsucht entgegen, den Formalismus der starren Sittenordnung der Gesellschaft zu überwinden – die Psychoanalytikerin Emma Moersch erinnert sich daran, dass ihr als Jugendlicher das Eröffnen einer Begegnung per Handschlag peinlich gewesen sei und dass sie den bürgerlichen Gruss als eine Demütigung empfunden habe –, demgegenüber repräsentiert der Hitlergruss eine Sitteninnovation, die den umständlichen Konventionalismus des bürgerlichen Milieus hinter sich zu lassen verspricht und zugleich mit dem Versprechen auf eine Unmittelbarkeit und Einzigartigkeit der sozialen Bindung verknüpft war.

Die bürgerlichen Milieus reagieren anders. In ihrer Sozialmoral hat das antiaristokratische Selbstverständnis zu einem fragilen Stolz auf das Sein gegenüber dem Schein geführt, und aus diesem Grund sind sie bereit, die ihnen abverlangte Demuts- und Loyalitätsgeste mit innerer Distanz zu praktizieren, im entweder zynischen oder verzweifelten Mut derjenigen, die es gewohnt sind, der Gegenwärtigkeit der Situation eine geringere

Bedeutung zuzuschreiben. Ihre moralische Resistenz wird in der Mikrosekunde des Grüssens, also der Entscheidungsfrage: «Grüsse ich so oder anders, nehme ich den Gruss kommentarlos an und antworte ich auf den Gruss oder nicht?», durch eine Wahrnehmungsschliessung, ein ungläubiges Staunen oder durch die Erwartung einer in der Zukunft liegenden Korrektur neutralisiert. Der Kommentar «Eigentlich unerhört» der Mutter Margarete aus dem Romanzyklus des Schriftstellers Walter Kempowski bringt den Aspekt der nachträglichen Empörung ebenso sinnfällig zum Ausdruck wie die erstaunte Frage nach einer Kausalität aller Ereignisse, deren man angesichtig ist, deren Zustandekommen man hat geschehen lassen: «Wie isses nun bloss möglich», die das Bemühen um eine Zurechnung erfahrener Wirklichkeit zerschellen lässt – so wie auf politischer Ebene der Parteien und Organisationen die bürgerlichen Eliten ihre strategischen Entscheidungen in der klammen Gewissheit und im «feinen Schweigen» (Fritz Stern) getroffen haben, lange werde das Ganze nicht dauern.

Gemeinsames sinnstrukturelles Element dieser von Gleichgültigkeit bis tiefer Verachtung unterschiedlich motivierten Bereitschaften ist der Wunsch, sich im Einlassen auf die lösende Kraft des Charismas von der anstrengenden Ambivalenz sozialen Austauschs zu entpflichten. In diesem Mikroklima der Selbstentmündigung zerfällt über alle sozialen Milieus hinweg die moralische Substanz, ja die Kontrolle der moralischen An-

gemessenheitskriterien, der sittlichen Massstäbe wird ihrerseits an die charismatische Instanz übergeben.

Fassen wir zusammen:

- a) der Gruss kommuniziert die Erinnerung an eine Beziehung unbedingter Treue und Verlässlichkeit, die in dem als Zumutung begriffenen öffentlichen Raum für Konsistenz und Sicherheit sorgen soll. Insofern bildet er das kommunikative Medium der Schicksalsergriffenheit;
- b) der Gruss kommuniziert einen Wunsch, sich der autonomen Strukturierung des Handelns zu entziehen;
- c) der Gruss kommuniziert schliesslich das endgültige Ausbrechen aus der Welt der vermittelten Unmittelbarkeit (Helmut Plessner) und verspricht den Eintritt in die unvermittelte Unmittelbarkeit, die das Gebundensein an vermeintlich künstliche Traditionen hinter sich zu lassen verspricht.

Es entsteht gleichzeitig die Sehnsucht nach Inszenierungen eines ausseralltäglichen Durchbruchs wie nach einer umfassenden sittlichen Innovation. In diesen Horizont rückt der Hitlergruss als ein Ritus ein, der im Mikroformat die Komplementarität von Formalismus und Pathetik, von Schicksalsergriffenheit und ethischer Unerbittlichkeit bietet. Das Ergebnis unserer Auslegung des Hitlergrusses und des Vorgangs seiner inneren Annahme lautet, dass die charismatische Begnadung nicht allein die Funktionsfähigkeit des öffentlichen Raums unterhöhlt – diese Betrachtungsweise haben die Befunde der historischen Forschung hinreichend belegen können. Gleichermassen sind

hingegen die Minimalformen der Sittlichkeit, das Verhältnis von privater und öffentlicher Moral getrübt und verschoben worden, durch eine Gegenwartsblindheit, die im Zeitbewusstsein eingelagert ist und mit einem umfassenden Verzicht auf die Achtung des Gegenübers und die Selbstachtung verbunden ist.

Damit erscheint die Akzeptanz des Hitlergrusses aus der Einmaligkeit und historischen Zufälligkeit ihres Auftretens in einer Epoche voller Bindungssehnsucht und voller militarisierendem Ritualismus loslösbar und liegt vor uns als ein Vorgang, der – unter vergleichbaren Bedingungen – eintreten kann, wenn die Verhältnismässigkeit der sozialen Verpflichtungen, die Bezugnahme auf den Mitmenschen in unterschiedlichen Kommunikations- und Zugehörigkeitsräumen als Zumutung erscheint, wenn Gesellschaft durch Gemeinschaft ersetzt, diese Gemeinschaft ihrerseits sakralisiert und soziale Verpflichtung als heroische Mission verstanden wird. «Wenn aber nicht so sehr ein aktives, ideologisch motiviertes, fanatisches Verhalten, ein kollektiver Mordwille die Haltung der deutschen Gesellschaft in ihrer Breite prägen, sondern Gleichgültigkeit, Desinteresse und ein eklatantes Defizit an moralisch fundierten Normen, dann verweist der Völkermord eben nicht nur auf jene historisch einmalige Situation und jene spezifische deutsche Gesellschaft der 30er und 40er Jahre, sondern wird auf eine beklemmende Weise aktuell und brisant.»⁵³

Es entsteht vor uns nicht ein moralisch monströses Personal,

⁵³ Herbert, U., 1998, S. 65.

eine typisch deutsche Mentalität, vielmehr eine Handlungsdisposition der Ignoranz und perspektivisch beschränkten Wahrnehmung. Die Ambivalenz menschlichen Zusammenlebens nicht erkennen und anerkennen zu können, wird daraufhin das Leitmotiv für die diversen Radikalismen, in denen sich auf der Ebene von Wissenschaftsparadigmen und auf der Ebene von Begründungszusammenhängen das hier rekonstruierte Phänomen reproduziert. Institutionenübergreifend kommt es zu einer Durchsetzung vereinseitigter Perspektiven und Paradigmen und zu einem umfassenden Verzicht auf die Rücksichtnahme auf konkurrierende moralische oder religiöse Bedenken. Handlungsräume auch der professionsethisch geschützten und von daher institutionell privilegierten Berufe werden hiervon erfasst und bringen Entscheidungsambivalenzen zu Fall, in deren Gefolge Karriereambitionen und materielle Interessen sich ungehemmt ausbreiten. «Für Juristen und Kriminologen bedeutete dies, dass nun die Vorstellung der Ausrottung der Kriminalität durch die Ausrottung der Kriminellen endlich in Wirklichkeit umsetzbar werden konnte. Für Mediziner und Bevölkerungswissenschaftler wurde die Eugenik (...) endlich zur staatlich geförderten Praxis. Für die Militärs bedeutete das Aufrüstungsprogramm die ersehnte Perspektive der militärischen Revanche. Für viele Unternehmer bot sich mit der Zerschlagung der Arbeiterbewegung die Möglichkeit, ohne störende Einflüsse von Betriebsrat und Gewerkschaft in ihrer Firma wirken zu können. Kurzum, für zahlreiche Gruppen und Professionen be-

deutete die Machtübernahme Hitlers die lang ersehnte Möglichkeit zur Durchführung ihrer seit Langem gehegten Pläne allein, dadurch dass ihre Widersacher ausgeschaltet wurden.»⁵⁴ Die Beute durch gewaltsame oder friedliche Erpressung zählt nach Max Weber zu den «typischen Formen der Bedarfsdeckung», mit denen die charismatische Herrschaft die kollektive Zustimmung im Alltag sichert. Der Beutezug beginnt im Binnenraum der Nation in Gestalt einer umfassenden Vermögensaneignung und weitet sich im epochalen Ausmass zum Weltkrieg aus. Ist die Selbstmission einer Gemeinschaft, die sich in den moralisch privilegierten Status einer Auserwähltheit versetzt glaubt, einmal als eine bewährte Mission eingerichtet, so wird das Beutemachen auch im übertragenen Sinne möglich, bei den oben angesprochenen Professionen und akademisch gebildeten Berufen werden der Zweifel und der Einwand zur Beute.

⁵⁴ Herbert, U., 1998, S. 35

7. Der lange Schatten einer unheilvollen Geste

Wilhelm Melchers, Vortragender Legationsrat, von Adam von Trott in die Widerstandspläne eingeweiht, notiert eine Episode in einem Bericht vom Februar 1946 über den 20. Juli im Auswärtigen Amt: «Ich ergriff von Trotts Hand und sagte: ‚Ich kann es noch nicht fassen, dass dieser entsetzliche Druck wirklich von uns genommen sein soll. Den 20. Juli werden wir nie vergessen‘. Wir schwiegen eine Weile. Dann deutete Trott auf seinen Schreibtisch. Dort lag ein fertiger Brief zur Unterschrift. Er endete mit der vorgeschriebenen Grussformel ‚Heil Hitler. Plötzlich lachte Trott und rief im Flüsterton: Diesen elenden Gruss brauche ich nun nicht mehr zu unterschreiben!«⁵⁵ Wie ein Spuk verschwindet der Gruss nach dem Krieg. Vereinzelt sind die Geschichten über Personen geblieben, denen das Stre-

cken des Armes zur zweiten Natur geworden war und die sich schwertaten, dem Zusammenbruch der Diktatur auch gestisch gerecht zu werden. Kriegsgefangene in den Lagern der Alliierten sollen mit dem Hitlergruss begrüsst haben. Norbert Steinhäuser, der Leiter des Friedrichshafener Schulmuseums, erinnert sich an das Arrangement, das seine Eltern für den sonntäglichen Spaziergang getroffen hatten: die Mutter ergriff die rechte Hand des Vaters, um dessen mechanisch gewordene Grussbeflissenheit im Ansatz zu unterbinden. Der junge Student Iring Fetscher erlebte 1946 einen Auftritt des konservativen Philosophen Ludwig Klages an der Universität Tübingen, der seinen Vortrag mit einem im Tempo gedrosselten Heben des rechten Arms und den Worten: «Eine antike segnende Geste» begann. Im Schriftverkehr der unmittelbaren Nachkriegszeit habe ich in Briefen vom September 1945 die Formel «Mit freundlichem Deutschen Gruss» gefunden – ein Einzelfall, der auf dem Weg zur Rückkehr des bürgerlichen «mit freundlichem Gruss» ein Kuriosum darstellt. Ungeachtet dieser Beispiele führt der Hitlergruss jedoch ein Eigenleben. Er ist nicht verschwunden, vielmehr findet er in einem Sozialmilieu Resonanz, das deklassierte und zukunftslose und vom Sozialabstieg bedrohte Menschen versammelt. Wer sich den antizivilisatori-

⁵⁵ Abgedruckt in: Wilhelm Haas, *Beitrag zur Geschichte der Entstehung des Auswärtigen Dienstes der Bundesrepublik Deutschland*, Bremen 1969, S. 400.

Ich danke Benigna von Krusenstjern für den Hinweis.

schen Protest zum Ziel gesetzt hat und gerade im Rückgriff auf den Hitlergruss auf sich aufmerksam macht, kann schon wegen dessen nachhaltiger öffentlicher Ächtung einer massenmediale Verbreitung und Skandalisierung sicher sein. In dieser emblematischen Funktion hat der Gruss gestische Kompromissbildungen erfahren, deren markanteste der sogenannte «Kühnen-Gruss» darstellt. Er gleicht seinem historischen Vorbild mit Ausnahme der Fingerstellung. Der Gruss ist nicht zur geöffneten flachen Hand ausgestreckt, vielmehr öffnet sich diese mit drei deutlich gespreizten Fingern.

Während diese Art Nachleben noch daran gebunden ist, sich zu organisieren und demonstrativ in den öffentlichen Raum zu begeben, gibt es ein stummes Fortleben des Grusses in der Buchstabenfolge «HH» bei den Mittelbuchstaben von Autokennzeichen sowie die zweifache Acht in der Ziffer «88», die den achten Buchstaben im Alphabet aufgreift und auf die Grussformel «Heil Hitler» anspielt – eine Form der Camouflage, die die deutschen Grenzen längst überschritten hat und der emblematischen Vergewisserung geheimbündlerischer, antizivilisatorischer oder rassistischer Gemeinschaften dient. Die zweifache Acht taucht mittlerweile auch als T-Shirt-Design auf, findet Eingang in die angestrengt nach Abwechslung suchende Modewelt, in der das Ästhetische Vorrang vor dem Inhalt hat, so dass im Einzelfall die gespenstische Herkunft durchaus unbekannt sein kann.

Wiederum anders motiviert ist die strategisch kalkulierte empörte Verwendung, die eine als Schikane empfundene Be-

handlung durch Staatsbedienstete öffentlich anzuklagen versucht. Im Nachkriegsdeutschland wird strafrechtlich verfolgt, wer den Gruss öffentlich entbietet. Laut Strafgesetzbuch wird das «Verwenden von Kennzeichen verfassungswidriger Organisationen» nach § 86 mit Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren oder mit Geldstrafe geahndet. «Kennzeichen», so heisst es in § 86 a II, «sind namentlich Fahnen, Abzeichen, Uniformstücke, Parolen und Grussformen.» Ausdrücklich werden die Verwendung der Formel «Heil Hitler» oder «mit deutschen Gruss» in Briefen erwähnt, «wenn diese im ‚nationalsozialistischen‘ Sprachgebrauch gemeint sind, sowie das lautstarke Verwenden der Parole ‚Sieg-Heil‘». Ausgenommen von der Vorschrift ist die deutlich «ironische und als Vorwurf aufzufassende Verwendung des Hitlergrusses»⁵⁶. Im rechtlichen Sinne gibt es den straffreien «ironischen» Gebrauch des Grusses, dem nicht etwa eine Überzeugtheit zugrunde liegt, sondern der vielmehr als Kritik eingesetzt wird – das jüngste Beispiel hierfür hat Prinz Albrecht von Hannover geliefert, der eine in seiner Wahrnehmung unangemessene Dienstauffassung eines Zollbeamten bei der Abfertigung am Flughafen Hannover mit dem Erheben des Armes zum Hitlergruss kommentierte.

Milliardenfach hat man den Gruss gesprochen, zu Beginn einer Begegnung und an deren Ende – enthusiastisch, lapidar, verzögert, gehemmt, kaum hörbar, im Chor. Er war zur unheil-

⁵⁶ Tröndle-Fischer, Strafgesetzbuch-Kommentar, 49. Auflage 1999

vollen Geste einer barbarischen Zeit geworden und hat sich in der Nachkriegszeit in Deutschland und auch in anderen Ländern wie ein langer Schatten auf die Selbstdarstellung der Menschen im öffentlichen Raum gelegt. Noch heute trägt jedes Winken der Politiker im öffentlichen Raum, beim sogenannten Bad in der Menge, die unbewusste Erinnerung an den starren hochgestreckten Arm in sich. Und so unterliegt in Deutschland bis in die Gegenwart das Protokoll beim Staatsbesuch dem Gebot, dem Stolz auf die Nationalgemeinschaft einen angemessenen Raum zu gewähren, ohne nur die leiseste Erinnerung an hypertrophe Überzeichnungen aufkommen zu lassen. Ein grosses Sportereignis wie die Olympischen Spiele 1972, zu dem die Weltgemeinschaft eingeladen war, einen interessierten Blick auf das Land zu nehmen, reagiert in Design und Darstellung – entworfen von Oti Aicher, der wegen seiner Weigerung, in die obligatorische Hitlerjugend einzutreten, 1937 inhaftiert worden war – vom Einmarsch der winkenden Mannschaften ins Stadion bis hin zur unverkrampften gestischen Artikulation des Nationalstolzes auf dem Siegereppchen auf den rigiden Zeremonialismus der nationalsozialistischen Zeit. Und wenn zutrifft, dass die erst mit der Vereinigung 1990 zu sich gekommene, verspätete Nation zu einer Pflege der Formen, zu einer Kontur von Takt und Diplomatie im Binnenverhältnis wie auch in ihren Aussenbeziehungen bisher nicht hat finden können, so mag auch dies der Geschichte des pathetischen Ritualismus geschuldet sein.

Zu den langen Schatten des Grusses zählen nicht geistige Kontinuität, nicht die Wiederauflage eines antimodernen und sich in grausamen Übergriffen zuspitzenden Rassismus, vielmehr die starre normative Abgrenzung der Familie vom bedrückenden Erbe des Nationalsozialismus: Die Familie – im Nationalsozialismus mythologisiert – steht unter Pathosverdacht, die Autorität ist diskreditiert, die Geschlechterbeziehung ist pseudomodern egalisiert mit der weiteren Folge, dass sowohl die Idee von Mütterlichkeit als auch von Väterlichkeit wenig konturiert sind – gleichermaßen ist die Idee einer nicht exklusiven Privatheit, die Substanz der bürgerlichen Utopie guten Lebens als Gestaltungsidee vollkommen verblichen, so bliebe nur noch der Rückzug auf massenmedial inszenierte situative Nachbarschaften, die sich in der Talkshow treffen und ihren Durchblick in der geschwätzigem Mischung aus Häme und Exhibition bestätigen.

Privatheit bedeutet demgegenüber nicht Verzicht auf den Anderen und meint gerade nicht die Regression auf eine Sozialwelt primärer Gemeinschaftlichkeit, die sich – je nach Geldbeutel und Bildungsniveau – mit geschmackvollen oder ordinären Museumsstücken der Innerlichkeit schmückt, vielmehr ist sie auf eine dynamische Opposition zum öffentlichen Raum angewiesen. Sie lebt von dessen Autonomie, und auch umgekehrt kann die Autonomie des öffentlichen Raums ohne eine tragfähige Privatheit nicht existieren. Deren primärer Entstehungs- und Gestaltungsort ist die Familie, die in Streit und Versöhnung

geübte Einheit der Eltern-Kind-Beziehung ebenso wie das Gespräch der Eltern.

Unser Blick auf den deutschen Gruss hat versucht zu zeigen, wie er den engen Horizont eines gruppenspezifischen Zugehörigkeitsgrusses überschreitet und als veralltäglichte Huldigung Hitlers die elementaren Grundlagen menschlicher Kommunikation verändert. Und zwar so weit, dass er das normale Grüssen überlagert und folgenreich entstellt. Aus der Vielzahl möglicher Perspektiven auf die Zeit der Barbarei gilt unsere Aufmerksamkeit dem «Wie» – wie tauscht man das gewohnte kommunikative Kostüm gegen ein neues aus, wie macht man es zur Routine und lässt eine Tradition entstehen, wie bringt man daraufhin seinen Kindern bei, dass drinnen nicht gilt, was draussen gilt, wie versichert man sich der Geltung des Neuen und wie wird das Neue selbstverständliche Prozedur, eine zweite Natur des Auftretens? Was wir am speziellen Beispiel des Hitlergrusses herausgearbeitet haben, seine Verkleidung nämlich, hat Max Weber, dem wir begrifflich in unserer Fallstudie gefolgt sind, als allgemeinen Vorgang schon um die Jahrhundertwende präzise erfasst: «Flutet die Bewegung, welche eine charismatisch geleitete Gruppe aus dem Umlauf des Alltags heraushob, in die Bahnen des Alltags zurück, so wird die reine Herrschaft des Charismas regelmässig gebrochen, ins ‚Institutionelle‘ transportiert und umgebogen, und dann entweder geradezu mechanisiert oder unvermerkt durch ganz andere Strukturprinzipien

zurückgedrängt oder mit ihnen in den mannigfachsten Formen verschmolzen und verquickt, so dass sie dann eine faktisch untrennbar mit ihnen verbundene, oft bis zur Unkenntlichkeit entstellte, nur für die theoretische Betrachtung rein herauszupräparierende Komponente des empirischen historischen Gebildes darstellt.»⁵⁷ Dass der Gruss entstellt ist, dass mit dem «Heil Hitler» ein Schwur, wie ein kommuniziertes Abzeichen, in den Austausch eingeschmuggelt, mit den Strukturprinzipien des Grüssens verschmolzen wird, hat erst unsere Sinnauslegung ergeben. Schon hierin steckt das Unheil, der Eintritt in eine Kultur der Nichtwahrnehmung und Teilnahmslosigkeit. Wir haben gesehen, dass es dem Regime und seinen Befürwortern als äusseres Zeichen der Konformität gegolten haben mag, den Gruss zu befolgen. In ihm jedoch nur überzeugte Zustimmung zu sehen, wäre zu einfach – mit seinem Gebrauch haben sich strategische Kalküle des Opportunismus und auch des Widerstands verbunden. Aber wie kontextgebunden das Befolgen des Grusses im Einzelfall gewesen sein mag, in seinem Bedeutungsgehalt offenbart er einen gespenstischen Irrtum: die Idee kontinuierlicher Einsatzbereitschaft und die Idee, die irdische Tätigkeit als innerweltlich sakrales Tun zu verklären.

Das in seinen Einzelheiten gut erforschte und dennoch in moralischer Hinsicht generationenübergreifend unverstandene Rätsel der Entfesselung des Nationalsozialismus und seiner or-

⁵⁷ Weber, M., Ausgabe 1972, S. 661

ganisierten Exzesse erscheint unter dem Vergrößerungsglas der Soziologie und der Analyse des Hitlergrusses als ein auf die Spitze getriebener Vorgang wechselseitiger Fremdheit – er beginnt im Mikrokosmos der menschlichen Begegnung, dramatisch und folgenreich eingeleitet durch einen Verzicht auf Achtung. Das kommt einem Ausnahmezustand der Kommunikation gleich, einer Verkehrung aus dem Innenraum des dialogischen Sprechens, die intuitiv wahrzunehmen ist – die drei Ausrufungszeichen, mit denen Samuel Beckett seine Beobachtung an der Regensburger Dominikanerkirche festhält, erscheinen nachträglich wie ein Aufruf, der Sinnvertauschung auf die Spur kommen zu müssen. Und ebenso wie Beckett die Sinnentleerung nicht als eine von aussen kommende Aktivität erscheint, folgt auch die Destruktionsenergie, die der Nationalsozialismus freisetzt, einer inneren Destruktion des Sprechens.

Der entschlossenen Minderheit geht es bei ihrem Angriff auf die Institutionen der repräsentativen Demokratie, auf die Kompromisshaftigkeit von Entscheidungsvorgängen und die Verfahrensgebundenheit strittiger Auseinandersetzungen darum, eine für die moderne Gesellschaft grundlegende Errungenschaft, die Pluralität und institutionelle Vielgestaltigkeit ihrer sozialen Ordnung, als artifiziell und formalistisch versteinerte Welt zu diskreditieren und dagegen der unbedingten Echtheit Geltung zu verschaffen. Ausdruck dieser Zielsetzung ist es, dass Ambivalenzerfahrungen nach aussen verlagert und durch

Ausgrenzung beseitigt werden. Der Impuls, im eigenen Selbstverständnis und in der Wahrnehmung des Gegenübers auf klare Verhältnisse zu setzen und sich der Eindeutigkeit des biologisch Gegebenen zu verschreiben, wird verstärkt durch ein milieuübergreifendes gekränktes nationales Selbstgefühl und erhält Raum zum Wachsen durch die gebündelte Gleichgültigkeit derjenigen, die dem Sozialen in seiner unmittelbaren Gegenwart keine Aufmerksamkeit schenken, sondern es in der Erwartung einer zukünftigen Wirklichkeit ignorieren. Fanatische Verzweifelte, die der anstrengenden Begegnung im sozialen Austausch entfliehen wollen, überwältigen Teilnahmslose, die sich dem Austausch gegenüber erhaben wissen, diesen verachten und die sich sogar noch in der praktizierten Konformität gegenüber den ihnen zugemuteten Handlungen von genau dieser Konformität distanzieren, so als sei es nicht die eigene Handlungsautonomie, die dem zugrunde liegt. Die einen huldigen dem Ritualismus als Ersatz jedweder Regelung, die anderen betrachten den Ritualismus, dem sie eine Darstellungsbühne erst verschaffen, als eine ephemere Erscheinung. Die Trägergruppen und Milieus dieses unterschiedlichen Umgangs mit der bürgerlichen Konvention und ihrer Funktion, Differenz zu artikulieren und anzuerkennen, sind historisch differenziert zu betrachten – Hannah Arendt spricht vom Bündnis zwischen Mob und Elite, im Kern haben wir es jedoch allgemeiner mit zwei komplementären Perspektiven der Distanzierung vom Sozialen zu tun: Im Vorgang der Bindung, die der Gruss als hu-

mane Praxis einleitet, rückt der Andere in den Raum einer indifferenten Bezugnahme auf die Welt, Selbstentmündigung geht mit Selbstbetäubung einher.

Im Vernichtungslager ist das Grüssen erloschen, es ist der Ort der totalen Macht über den Anderen, die vollkommene Asymmetrie und der organisierte Vollzug eines Selbstverzichts, in den das mechanisierte Töten eindringen kann. Das Lager kennt nur den Appell, die Warnung und den Fluch, das Sprechen mit den Opfern ist untersagt, und das Nichtwahrnehmen des Gegenübers findet in der Auslöschung ihre letzte Konsequenz. Der Zusammenhang zwischen Gruss und Lager liegt nicht auf der Hand – zu weit voneinander entfernt scheinen die Trivialität einer Eröffnungsgeste und die Realität der organisierten Vernichtung zu liegen. Was rechtfertigt es demnach, aus der Totalität des historischen Phänomens Nationalsozialismus den Hitlergruss analytisch zu isolieren und zum Gegenstand einer Studie zu machen? Irgend etwas an ihm stimmt nicht – so jedenfalls eine intuitive Wahrnehmung, die meine Suche nach den sozialen Voraussetzungen und Folgen des Grüssens allgemein veranlasst hat und durch die mir die Sinnverkehrung bewusst wurde, die im Bannkreis charismatischer Suggestion und Selbstsuggestion entstehen kann. Der Gruss ist semantisch wohlgeformt und dennoch Ausdruck einer beschädigten Sittlichkeit. Er kommt nicht als ein äusserer Zwang, sondern ist selbstverantwortet.

Sich ausschliesslich auf den Gruss zu konzentrieren, folgt dem Bemühen, einen Schlüssel zu liefern für das Verständnis einer Zeit, in deren moralischem Horizont auch diejenigen Generationen stehen, die ohne Erfahrungsbezug mit dem Nationalsozialismus aufwachsen. Ein Schlüssel, der einsetzbar und handhabbar ist, weil dem Grüssen schliesslich in allen Austauschbeziehungen in der einen oder anderen Form, in der bewussten, gelangweilten, engagierten oder trotzigigen Form eine Evidenz abgewonnen werden kann – seine alltägliche und triviale Inanspruchnahme erinnert uns an eine Elementarform menschlichen Lebens, und auf diesem Weg erscheint das Ungeheuerliche einer sprachlichen Subversion als eine Form der Sorglosigkeit, die banal und weitreichend zugleich ist: in ihrer Verkehrung von weltlicher und religiöser Ordnung, der Auflösung des Religiösen und der Wiederaneignung des Religiösen in der Form der innerweltlichen Gemeinschaft und der beständigen Selbstsakralisierung des Handelns. Viele Geschichten liegen im Kollektivgedächtnis der Nation, in den allmählich verblässenden Erinnerungen der Eltern und Grosseltern aufbewahrt, in meinen Recherchen habe ich Bruchteile davon gesammelt.

Der Essay mag die Frage nach dem «Wie» anregen, danach, wie man sich verständigt, wie die Begegnungen in der Verwandtschaft, unter Freunden, im privaten und im öffentlichen Raum kommunikativ gerahmt waren und sind. Wie der Anfang zu bestimmen ist, für diejenigen, die eine Situation erleben und

in einer Zeiterscheinung als Akteure auftreten, aber auch für diejenigen, die sich im Zeitabstand einem geschichtlichen Verlauf zuwenden und ihn in einer unendlichen Vielzahl von Ereignissen vor sich sehen. Lange nicht alle Fragen nach dem «Wie» sind beantwortet – ganz konkret: Wenn man beim Verabschieden an die nichtanwesenden Lieben, Freunde oder Bekannten einen schönen Gruss bestellen wollte, sagte man dann: «Bestell dem Onkel, der Tante ein «Heil Hitler». Wie war es in der ärztlichen Praxis, dem Ort einer ephemeren kommunikativen Gemeinschaft – vorübergehend vereint in der gemeinsamen Erfahrung der Krankheit und insofern fremd und doch irgendwie vertraut? Wie sprach man sich an, um eine Wegauskunft zu erlangen? Und das Gespräch über den Gartenzaun, beim Setzen der Blumenzwiebeln im Frühjahr, bei der Ernte? Und wie hat man sich aus den Gesprächen verabschiedet, ist das «Auf Wiedersehen» tatsächlich erloschen, so wie es die verordnete Grusspraxis vorsah?

Und wenn die empörte moralische Frage nach den Gründen für die kollektive moralische Indifferenz gegenüber den konsequenten Verletzungen der Sittlichkeit, einer Wahrnehmung Platz macht, die nicht mehr nur auf die Einzigartigkeit, sondern auf die Vergleichbarkeit totalitärer Ordnungen abhebt, dann erscheinen beispielsweise der Ritualismus und die rigide zeremonielle Überformung des öffentlichen Raumes der zweiten deutschen Diktatur, der Alltagsdiktatur der DDR, in neuem Licht. Sie markieren eine noch kaum begriffene Kontinuität – vom

«sozialistischen Gruss», mit dem man einen Brief unterzeichnet, bis hin zum Pioniergruss, der tagaus, tagein die Schulstunden rahmt: Die Klasse steht still und gerade, der Schüler wendet sich zur Lehrerin: «Frau Hartmann, ich melde: Die Klasse 5a ist zum Unterricht bereit!» Die Lehrerin begrüsst die Klasse mit dem Pioniergruss, indem sie die rechte Hand senkrecht über den Scheitel hebt und ruft: «Für Frieden und Sozialismus – seid bereit!» Woraufhin die Schüler rufen: «Immer bereit!» und die Lehrerin mit der Aufforderung schliesst: «Setzt euch». Auch bei diesem Gruss, bis zum Zerfall der DDR tagtäglich praktiziert, wird auf die Erwartung an eine übergreifende Einsatzbereitschaft hin verformt: Nicht der Sache wegen, nicht wegen des Themas des Unterrichts versammelt sich etwa eine Gemeinschaft Neugieriger, vielmehr initiiert der Gruss einen unterrichtsfremden Wertbezug auf eine allgemeine politische Idee.

Dieses letzte Beispiel weist auf die Möglichkeit hin, das anthropologisch Allgemeine am menschlichen Handeln herauszuarbeiten – weder ist der Dämon über die Deutschen gekommen, noch sind sie qua Mentalität dazu veranlagt, sich an einen Charismaträger zu binden. Blickt man abschliessend auf die Sinnstruktur des Hitlergrusses, dann erweist sich nicht mehr und nicht weniger als das Verhältnis der Person zu Handlungsregeln als bestimmend für den Grad der Anpassungsflexibilität oder auch Barbarisierung der gesellschaftlichen Ordnung.

Wir kommen zu dem Ergebnis, dass kollektive moralische

Perversionen nicht dem Durchbruch eines nationalen Habitus geschuldet sind, nicht der internalisierte Antisemitismus einer Nation, nicht die historische Einmaligkeit eines Verfolgungswahns oder autoritäre Dispositionen, vielmehr geraten das gebrochene Verhältnis zu sich selbst und der damit einhergehende Antizipationsverlust in eine zirkuläre sich stimulierende Eigendynamik, die den Austausch mit Anderen spezifisch hemmt und in einer ritualistisch verzerrten Unmittelbarkeit gleichgültig macht. Die Geschichte hinterlässt die traurige Erfahrung einer folgenreichen Leichtfertigkeit. Die Anstrengung des Sozialen hinter sich zu lassen, dem Geschenk des Anderen die Aufmerksamkeit zu verweigern bedeutet, ein Zerfallspotential sozialer Ordnung zuzulassen und in die zivilisatorische Regression, in den Verzicht auf die Anerkennung der Offenheit und Ambivalenz sozialer Austauschbeziehungen zu versinken.

Hitler habe das Lachen konfisziert, so resümiert Theodor W. Adorno die Wirkung der kulturellen und moralischen Erosion. Die hier vertretene Perspektive legt das Bild nahe, Hitler habe das Grüßen konfisziert und damit einer Grundlage menschlicher Geselligkeit die Ausdrucksmöglichkeit entzogen. Die Regression auf die «Riten der Vormoderne» sollte dem sozialen Austausch die Anstrengung der Ambivalenz nehmen und hat damit Natürlichkeit, – die die Errungenschaften der Zivilisierung der menschlichen Begegnung aufgegeben.

Dass Menschen sich grüssen, ist Bestandteil ihrer Soziali-

tätsform. Wie sie es tun, macht den für menschliches Handeln grundlegenden Zusammenhang von Antizipation und Erinnerung, von Orientierung auf eine Zukünftigkeit im Horizont vergangener Erfahrungen sichtbar. Der Gruss enthält die stets neu gegebene Chance, Anmut und Stil, Selbstbezug und Distanz in der Öffnung zum anderen hin zu artikulieren. Er erscheint als das «Heiligste» der Sozialität, im Umgang untereinander überbringt er die kostbarste Gabe: Gegenwärtigkeit und Ansprechbarkeit. Die Sphäre der Sittlichkeit braucht keinen verordneten Gruss, aber das Grüssen im historischen Bewusstsein seiner unheilvollen Verstümmelung als eine Kostbarkeit zu würdigen, ist ein zivilisatorisches Gebot.

Der unmittelbare Erfahrungsbezug rückt aus dem Bewusstsein der Menschen, und die Geschichten halten Einzug in das Familiengespräch, in dem sie anschaulich bewahrt sind und über die Generationen weitergegeben werden. Sie ergänzen die zeremoniellen Erinnerungen, in denen die betroffenen europäischen Nationen sich ihrer Scham und ihres heroischen Aufbegehrens besinnen. Die moralische Reflexion heftet sich nicht gern an die kleinen Dinge, sie bevorzugt die grosse Geste. Im vorliegenden Fall ist das anders. Der Gruss verschafft Daseinsgewissheit, in seinem Wechselspiel des Gebens und Nehmens ist die sittliche Anerkennung der eigenen Abhängigkeit vom Anderen eingelagert. Er erinnert an die Notwendigkeit, das eigene Leben in der Bindung an den Anderen zu vollziehen. Die Geschichte einer unheil-

vollen Geste umgibt uns. Sie zu verstehen, war der Sinn des hinter uns liegenden hermeneutischen Exerzitiums. Ihrer Bedeutung sich moralisch zu vergewissern, bleibt Aufgabe für jeden Einzelnen.

Danksagung

Dem Text liegen zahlreiche Gespräche mit Menschen zugrunde, die sich an die Zeit des verordneten Grusses erinnern können. Für Ermutigung und hilfreichen Rat bei der Abfassung des Manuskripts danke ich Christa Allert, Karin Eichhoff-Cyrus, Rolf Haubl, Lorenz Jäger, Reinhard Pabst, Jochen Schäfers und Adolf Veas. Besonderer Dank gilt Rainer M. Lepsius, der in vielen Diskussionen die Entstehung der Arbeit begleitet hat und dessen Analysen zum Nationalsozialismus den hier vorgelegten Versuch inspiriert haben, die innere Aneignung eines charismatischen Versprechens zu entschlüsseln.

Literatur

- Absolon, R., Die Wehrmacht im Dritten Reich, Sechs Bände, Freiburg 1969-1995.
- Arendt, H., Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft, Bd. 3. Totale Herrschaft, 1951, Frankfurt, Berlin, Wien 1975.
- Allert, T., Die Familie. Fallstudien zur Unverwüstlichkeit einer Lebensform, Berlin-New York 1998.
- Althoff, G., Zur Bedeutung symbolischer Kommunikation für das Verständnis des Mittelalters, in: Frühmittelalterliche Studien 31, 1997, S. 370-389.
- Barth, K.-E. Brunner, Briefwechsel 1916-1966, Karl Barth Gesamtausgabe, 5, Briefe, hrsg. von H.-A. Drewes, Zürich 2000.
- Bauer, G., Sprache und Sprachlosigkeit im «Dritten Reich», Köln 1988.
- Bauer, G., Wortohnmacht und ohnmächtiges Schweigen in einem faschistisch regierten Volk, in: Schmitz, U. (Hrsg.), Schweigen. Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 1990, S. 155-167.
- Beckett, S., HH ohne Unterlass, in: Lubrich, O. (Hg.), Reisen ins Reich 1933-1945. Ausländische Autoren berichten aus Deutschland, Frankfurt 2004.
- Beckett, Samuel, «Alles kommt auf soviel an», Das Hamburgkapitel aus den «German Diaries», Hamburg 2003.
- Benz, W., Graml, H., Weiss, H. (Hrsg.), Enzyklopädie des Nationalsozialismus, München 1997.
- Blumenberg, Hans, Ein mögliches Selbstverständnis, Stuttgart 1997.
- Brozgat, M., Fröhlich, E., Bayern in der NS-Zeit, 6 Bände, München, Wien 1979-1983.
- dies., Alltag und Widerstand. Bayern im Nationalsozialismus, München 1987.
- Dodd, M., Meine Jahre in Deutschland 1933-37 – Nice to meet you, Mr. Hitler, Berlin 2005.
- Dörner, B., NS-Herrschaft und Denunziation. Anmerkungen zu Defiziten in der Denunziationsforschung, in: Historical Social Research, Vol. 26, 2001, No.2/3, S. 55-69.
- Eppler, E., Als Wahrheit verordnet wurde, Frankfurt 1994.
- Falasca-Zamponi, S., The Aesthetics of Power in Mussolini's Italy, Berkeley 1997.
- Fest, J., Hitler. Eine Biographie, Frankfurt am Main/Berlin, 7. Auflage, (1973), 1997-

- Fest, J., Joseph Goebbels. Eine Porträtskizze, in: Vierteljahresshefte für Zeitgeschichte, 43. Jg. H.4, 1995, 565-580.
- Fest, J., Der Untergang. Hitler und das Ende des Dritten Reiches – Eine historische Skizze, Berlin 2002.
- Firth, R., Verbal and bodily rituals of greeting and parting, in: La Fontaine, J.S. (ed.), The Interpretation of Ritual. Essays in Honour of A.I. Richards, London 1972, S. 1-38.
- Foster, C. R., Paul Schneider – the Buchenwald apostle: a Christian martyr in nazi germany; a sourcebook on the german church struggle, West Chester 1995.
- Fuhrmann, H., «Willkommen und Abschied». Über Begrüßungs- und Abschiedsrituale im Mittelalter, in: W. Hartmann (Hrsg.), Mittelalter. Annäherungen an eine fremde Zeit, Schriftenreihe der Universität Regensburg, Neue Folge, Band 19, Universitätsverlag Regensburg 1993, 111-140.
- Furtwängler, F. J., Männer, die ich kannte, Hamburg 1951.
- Y Gasset, J. O., Meditation über den Gruss, in: ders., Der Mensch und die Leute, Stuttgart 1957, S. 244-304.
- Goffman, E., Verhalten in sozialen Situationen. Strukturen und Regeln der Interaktion im öffentlichen Raum, Gütersloh 1971.
- Goffman, E., Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung, Frankfurt 1974.
- Graf, F.W., Protestantismus II, in: Theologische Realenzyklopädie, Band XXVII, Berlin-New York 1997, S. 551-580.
- Grohne, E., Gruss und Gebärden, in: Handbuch der deutschen Volkskunde, hg. von W. Pressler, 1. Band (o.J.) 1934-1935» s. 315-324.
- Grundzüge der deutschen Militärgeschichte, Band 1, Historischer Überblick, Freiburg 1993.
- Haffner, S., Anmerkungen zu Hitler, München 1978.
- Haffner, S., Geschichte eines Deutschen. Die Erinnerungen 1914-1933, Stuttgart 2000.
- Hamann, B., Hitlers Wien, München 1996.
- Heiber, B. u. Heiber, H. (Hrsg.), Die Rückseite des Hakenkreuzes. Absonderliches aus den Akten des Dritten Reiches. dtv-Dokumente, München 1993.

- Henrich, D., Im Erinnern zu denken. Eine Vorlesung vierzig Jahre nach Kriegsende, in: ders., Konzepte, Frankfurt 1987, S. 79-96.
- Herbert, U. (Hrsg.), Nationalsozialistische Vernichtungspolitik 1939-1945. Neue Forschungen und Kontroversen, Frankfurt 1998.
- Hermann, C. H., Deutsche Militärgeschichte. Frankfurt 1966.
- Herz, R., Hoffmann & Hitler. Fotografie als Medium des Führer-Mythos, München 1994.
- von Ihering, R., Zweck im Recht, Band 2, Leipzig 1886.
- Jochmann, 1963.
- Kempowski, W., Tadelloser & Wolf, München 1978.
- Kershaw, I., Hitler-1889-1936, Stuttgart 1998.
- Klemperer, V., Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1933-1941, Berlin 1995.
- Lepsius, M. Rainer, Das Modell der charismatischen Herrschaft und seine Anwendbarkeit auf den «Führerstaat» Adolf Hitlers, in: ders., Demokratie in Deutschland. Soziologisch-historische Konstellationsanalysen, Göttingen 1993, S. 95-118.
- Lepsius, M. R., Kultur und Wissenschaft in Deutschland unter der Herrschaft des Nationalsozialismus, in: ders., Demokratie in Deutschland. Soziologisch-historische Konstellationsanalysen, Göttingen 1993, S. 119-134.
- Lepsius, M. R., Die «Moral» der Institutionen, in: J. Gerhards (Hrsg.), Eigenwilligkeit und Rationalität sozialer Prozesse. Festschrift für Friedhelm Neidhardt, Opladen 1999, S. 113-126.
- Lepsius, M. R., Plädoyer für eine Soziologisierung der beiden deutschen Diktaturen, in: C. Jansen, L. Niethammer und B. Weisbrod (Hrsg.), Von der Aufgabe der Freiheit. Politische Verantwortung und bürgerliche Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert, Festschrift für Hans Mommsen zum 5. November 1995, Berlin 1996, S. 609-615.
- Löwith, K., Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933. Ein Bericht, Stuttgart 1986.
- Löwith, K., Der okkasionelle Dezisionismus von C. Schmitt, in: ders., Sämtliche Schriften, Band 8, Stuttgart 1984.
- Mauss, M., Theorie der Magie, in: ders., Soziologie und Anthropologie I, München 1975, S. 43-179.

- Mauss, M., Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften, in: ders., *Soziologie und Anthropologie II*, München 1975, S. 11-148.
- Mommsen, K., Die Auflösung des Bürgertums seit dem späten 19. Jahrhundert, in: Kocka, J. (Hrsg.), *Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert*, Göttingen 1987, S. 288-315.
- Moser, T., Dämonische Figuren. Die Wiederkehr des Dritten Reiches in der Psychotherapie, Frankfurt 1997.
- Moser, T., Mutterkruz und Hexenkind. Eine Wissensbildung im Dritten Reich, Frankfurt 1999.
- Nolte, E., *Der Faschismus in seiner Epoche*, München Zürich 1963.
- Oevermann, U., Zur Sache. Die Bedeutung von Adornos methodologischem Selbstverständnis für die Begründung einer materialen soziologischen Strukturanalyse, in: v. Friedeburg, L., Habermas, J. (Hrsg.), *Adorno-Konferenz*, Frankfurt 1983, S. 234-289.
- Oevermann, U., Strukturele Soziologie und Rekonstruktionsmethodologie, in: W. Glatzer (Hrsg.), *Ansichten der Gesellschaft. Frankfurter Beiträge aus Soziologie und Politikwissenschaft*, Opladen 1999, S. 72-84.
- Oevermann, U., Die Methode der Fallrekonstruktion in der Grundlagenforschung sowie der klinischen und pädagogischen Praxis, in: K. Kraimer (Hrsg.), *Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung*, Frankfurt 2000, S. 58-156.
- Paul, G., *Aufstand der Bilder. Die NS-Propaganda vor 1933*, Bonn 1990.
- Plessner, H., *Grenzen der Gemeinschaft, Gesammelte Schriften Band 5*, Frankfurt 1981
- Plessner, H., *Die verspätete Nation*, 1959 Frankfurt 1974.
- Popitz, H., *Der Aufbruch zur Artifizialen Gesellschaft. Zur Anthropologie der Technik*, Tübingen 1995.
- Prause, K., Deutsche Grussformeln in neuhochdeutscher Zeit, in: *Wort und Brauch, Volkskundliche Abhandlungen Heft 19*, 1930.
- Quellensammlung zur Geschichte Charlottenburgs von 1933-1945, «Schon damals fingen viele an zu schweigen».
- Rebentisch, D. u. Raab, A. (Hrsg.), *Neu-Isenburg zwischen Anpassung und Widerstand. Dokumente über Lebensbedingungen und politisches Verhalten 1933-1945*, Neu-Isenburg 1978.

- Salewski, M., Die bewaffnete Macht im Dritten Reich 1933-1939, in: G. Papke und W. Peter (Hrsg.), Handbuch der deutschen Militärgeschichte 1648-1939, München 1979.
- Schäfer, I., Klockmann, S., Mutter mochte Himmler nie. Die Geschichte einer SS-Familie, Reinbek 1999.
- Schoop, A., Als der Krieg zu Ende ging, Frauenfeld
- Schmitt, J.-G., Die Logik der Gesten im europäischen Mittelalter, Stuttgart 1992.
- Schmitz-Berning, C., Vokabular des Nationalsozialismus, Berlin/New York 1998.
- Schürmann, T., Tisch- und Grusssitten im Zivilisationsprozess, Münster 1992.
- Thamer, H.-U., Verführung und Gewalt. Deutschland 1933-1945, Berlin 1986.
- Troeltsch, E., Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen, 1922.
- Ungerer, T., Die Gedanken sind frei. Meine Kindheit im Elsass, Zürich 2000.
- Valentin, B., «Du bleibst ja da, und zwar sofort!» Mein Vater Karl Valentin, München 1982.
- Voegelin, E., Die politischen Religionen, München 1996.
- Wegner, M., Ein weites Herz. Die zwei Leben der Isa Vermehren, München 2003.
- Wolfe, T., Es führt kein Weg zurück, Hamburg 1981.
- Weber, P., Carlo Schmid 1896-1979. Eine Biografie, München 1996.
- Weber, M., Wirtschaft und Gesellschaft, 7. Auflage, Tübingen 1972.

Namensregister

- Adorno, Theodor W. 143
Aicher, Oti 133
Althoff, Gerd 30
Arendt, Hannah 138
- Barth, Karl 107 f.
Beckett, Samuel /f., 14, 65, 67, 137
Blumenberg, Hans 28
Bollert, Martin 90
Bonhoeffer, Dietrich 107
Broszat, Martin 86
Brunner, Emil 108
- Chaplin, Charlie 18
- Dodd, Martha 70 f.
- Eppler, Erhard 91, 94
- Falasca-Zamponi, Simonetta 82
Fest, Joachim 14
Fetscher, Iring 130
Finck, Werner 55,91
Firth, Raymond 35
Foster, Claude R. 90
Fraenkel, Ernst 54
Frick, Wilhelm 54
Fröhlich, Elke 86
- Gasset, Ortega y 10
Goffman, Erving 26
Grohne, Ernst 70
- Haas, Wilhelm 130
Haffner, Sebastian 21, 115, 122
- Hamann, Brigitte 81
Hartmann, Helga 16
Haubl, Rolf 119
Haydn, Joseph 67
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 23
Heiber, Beatrice 121
Herbert, Ulrike 126, 128
Herz, Rudolf 49
Hess, Rudolf 82
Hitler, Adolf 45, 48 f., 62 ff., 69, 72, 74 ff., 80 f., 96, 101, 107, 114, 116, 120 ff., 128, 135, 143
Hoffmann, Heinrich 49
- Immer, Karl 91
- Jochmann, Werner 86
Jung, Philipp 74
- Kempowski, Walter 97,124
Klages, Ludwig 130
Klemperer, Victor 90, 94
Klockmann, Susanne 56
König, René 95 f.
Kratzer, Wolfgang 48
- Lammers, Hans-Heinrich 121
Löwith, Karl 95 f., 112 f.
- Mauss, Marcel 26, 78
Melchers, Wilhelm 129
Moersch, Emma 123
Moser, Tilmann 122
Mussolini, Benito 81 f., 84 f.

Oevermann, Ulrich 26,34

Parsons, Talcott 117

Petter, Traubert 88 f.

Plessner, Helmuth 42, 117, 125

Popitz, Heinrich 29

Prause, Karl 61

Prinz Albrecht von Hannover 132

Rau, Johannes 49,91

Schachleitner, Alban 108

Schäfer, Ingeborg 55 f.

Schegloff, Emanuel 26

Schmid, Carlo 90

Schneider, Paul 89

Schneider-Lütschow, Ingeborg 86

Scholder, Klaus 106

Scholtz-Klink, Gertrud 120

Schönerer, Georg 81

Schoop, Alfred 17

Schrader, Otto 61

Schürmann, Thomas 30

Schütze, Fritz 95

Schwerbrock, Hermann 94

Searle, John R. 26

Simmel, Georg 11

Steinhäuser, Norbert 130

Stern, Fritz 124

Storz, Gerhard 91

Tacitus 85

Troeltsch, Ernst 110

Tröndle, Herbert; Fischer, Thomas 132

Ungerer, Tomi 74 f.

Valentin, Berti 74

Valentin, Karl 74

van Gennepe, Arnold 31

Vermehren, Isa 55

Voegelin, Eric 110

von Galen, Bischof 107

von Hindenburg, Paul 49, 69, 103, 114

von Ihering, Rudolph 28 f.

von Ribbentrop, Joachim 70 f., 121

von Trott, Adam 129

Weber, Max 20, 100, 102, 120, 128, 136

Wegner, Matthias 55

Wessel, Horst 67

Wolfe, Thomas 94 F

Abbildungsnachweis

- Seite 15 Deutsche Grussformen, der *Grosse Duden*, Bildwörterbuch der deutschen Sprache, 1935
- Seite 25 Hitler Sandfigur, © Sammlung Stöver
- Seite 25 Die Frankfurter Swing-Szene grüsst, mit freundlicher Genehmigung des Instituts für Stadtgeschichte Frankfurt am Main
- Seite 38 Postkarte «Ein deutscher Gruss», Jahrhundertwende (Privatarchiv Allert)
- Seite 50 Hitler verbeugt sich vor Hindenburg 21.3.1933, © Ullstein Bilderdienst
- Seite 51 Emailleschild mit freundlicher Genehmigung des Deutschen Historischen Museums Berlin
- Seite 52 Tuschezeichnung, Umzug mit freundlicher Genehmigung des Schulmuseums Friedrichshafen (Zeichnung: Johannes May)
- Seite 53 Dornröschen, mit freundlicher Genehmigung der Forschungsstelle Schulwandbilder, Universität Würzburg
- Seite 66 Elastolinfigur Hitler, mit freundlicher Genehmigung des Deutschen Historischen Museums Frankfurt am Main, (Fotograf: Uwe Dettmar)
- Seite 84 Hitler und Mussolini, bei Salzburg, 22.4.1944 © Ullstein Bilderdienst
- Seite 89 Traubert Petter und Affe, 1935, mit freundlicher Genehmigung von Familie Petter
- Seite 92/93 Schulfibel – Heil, Heil, 1936, mit freundlicher Genehmigung von Ernst Kutzer: © VG Bildkunst, Bonn 2005
- Seite 108 Abt Alban Schachleitner, Oberbayern 1.7.1934, © Ullstein Bilderdienst

Zum Autor

Tilman Allert, geboren 1948, ist Professor für Soziologie mit Forschungsschwerpunkte in der Mikrosoziologie und Familiensoziologie an der Universität Frankfurt am Main. Für seine Habilitationsschrift [Die Familie. Fallstudien zur Unverwüstlichkeit einer Lebensform](#), erschienen 1998 bei de Gruyter Berlin New York, erhielt Allert 1999 den «Christa-Hoffmann-Riem-Preis» für qualitative Sozialforschung.